MO
Lede

P.O. germ. 1132 itc Reinhard

Div. 280

Norddeutsche

Mährchen und Sagen.

Gesammelt

von

Karl v. Reinhard.

Erster Theil.

Potsdam, 1841.
Verlag der Stuhrschen Buchhandlung.

Sagen und Mährchen

aus

Potsdams Vorzeit.

Gesammelt

von

Karl v. Reinhard.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS
Bayerische Staatsbibliothek München

Zweite Auflage.

Potsdam, 1841.
Verlag der Stuhrschen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ihrer Majestät

der Königinn

Elisabeth von Preussen

in tiefster Ehrerbietung

zugeeignet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der Blick des Auges gibt dem Antlitz Leben;
Er zeugt vom Reichthum einer innern Welt.
So ist der Landschaft Bach und See gegeben;
Belebend blinkt ihr Glanz durch Wald und Feld.
Und wie der Geist sich bildend kann erheben,
Wenn dem Talent das Wissen er gesellt,
So wird uns schöner noch die Flur erscheinen,
Wenn sich Natur und Kunst in ihr vereinen.

Doch wie auch Schönheit, Geist und Wissen
schmücken,
Wie Alles höher glänzt in ihrem Licht,
Sie können dauernd nicht das Herz beglücken,
Wenn ihnen Anmuth und Gemüth gebricht.
So zeigt die Landschaft anders sich den Blicken,
Wenn auch aus ihr ein tiefres Leben spricht,
Wenn uns von Kraft und That in fernen Tagen
Die Steine sprechen und des Volkes Sagen.

Reich sind die Ufer an der Havel Seen,
Und wo auch hin das frohe Auge blickt,
Hat unsrer Fürsten Gunst die grünen Höhen
Mit jeder Kunst geweihet und geschmückt.
Doch was in frühen Zeiten hier geschehen,
Hat sichtbar kaum die Spuren eingedrückt,
Ist fast verklungen in des Herdes Kreise:
Für Mährchen ist die Gegenwart zu weise.

Was mit der Zeit erblichen und ergrauet,
Im Staub der Chronik schon begraben war,
Was gläubig einst zerstört ist und gebauet,
In Lieb' und Wahn, in Kämpfen und Gefahr,
Was Wald und Welle heimlich sich vertrauet:
Ich bring' es Dir, Du hohe Fürstinn, dar.
Und spricht die Sage, daß es Dir gefallen,
Bin ich des Beifalls froh gewiß von Allen.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
Der tiefe Grund	8
Die alte Mühle	16
Die Gründung Potsdams	20
Der Babelsberg	27
Die Kirche im Walde	37
Das Grab am Spring	40
Die Wendenschlacht bei Potsdam	52
Der Teufelssee	58
Ferch	65
Die Glockentaufe	73
Die Quelle in Templin	82
Der faule See	90
Die elf Berge bei Potsdam	95
Der Galgenberg bei Langerwisch	101
Kohlhaasenbrück	105
Das älteste Haus in Potsdam	113
Der düstere Teich bei Lindstädt	122
Der große Brand	130

Seite

Liefelds Grund 143
Die Pfaueninsel 153
Die fliegende Frau 161
Der Panberg 167
Der Schimmel auf dem Wall 174
Die Schlangenköniginn im See zu Sacrow 179
Die Räuberschanze 182
Der Spuk am Entenfängersee 199
Die Tornowspitze 202
Der alte Jäger 205
Die Bittschriften-Linde 210
Das Grab im Neuen Garten und Kleists Grab am Stolpeschen See 215
Der geheimnißvolle Saal 222
Die hohen Bäume auf dem Brauhausberge 225

Sagen und Mährchen.

Seite
[illegible] 143
Der [illegible] 153
Die [illegible] Frau 161
Der [illegible] 167
Der Schimmel und der Wolf 174
Die [illegible] zu [illegible] 179
Die [illegible] 182
Der [illegible] 199
Die [illegible] 202
Der alte [illegible] 205
Die [illegible] 210
Das Grab im [illegible] Garten und Kleists Grab am [illegible] 215
Der [illegible] 222
Die [illegible] auf dem Brauhausberge 225

Es war an einem Nachmittage im Spätherbste 1810, als ich, hinausgetrieben von der Unruhe und Trauer, welche damals jedes Herz im ganzen Preußischen Lande zusammen preßte, von einem heftigen Regensturme überrascht wurde, eben als es anfing finster zu werden. Ich befand mich unter den großen hundertjährigen Linden, mit welchen der damals wenig gebahnte Weg an der Brücke über den Canal in Klein-Glienicke besetzt ist, und eine Zeit lang fand ich unter ihren schon halb entlaubten Zweigen Schutz gegen den vom Winde gepeitschten Regen. Als dieser aber nicht aufhören wollte, suchte ich ein besseres Obdach und gelangte, einem schwachen Lichtscheine folgend, an die Thür des alten verfallenen Mühlhauses, wel-

ches noch jetzt, nur von den auf allen Seiten angebrachten Stützen gehalten, dicht an der Brücke steht. Die Thür ohne Schloß und Riegel wurde vom Winde auf- und zugeschlagen und verhinderte mich nicht einzutreten. Auf dem Flur war alles dunkel, doch schimmerte Licht durch eine Spalte im Hintergrunde, und wenn der Wind einen Augenblick weniger in den Ästen tobte und durch die Spalten und Ritzen in den Wänden und dem Dache pfiff, däuchte mir, als töne Gesang von jener Seite her. Die Zeit wurde mir lang und ich fror; der Regen strömte mit immer gleicher Heftigkeit herab. Dies bewog mich endlich, dem Lichtschimmer nachzugehen, der mich zu einer nur angelegten Thür führte, durch welche ich in ein fast leeres Gemach trat, das durch ein auf einer Art von Herd brennendes Feuer erhellt wurde. Nahe diesem saß eine alte Frau und spann; die rothe Gluth beleuchtete ihre gebückte Gestalt und ihr summender Gesang vereinte sich mit dem Schnurren des Rades, das sie bei meinem Eintritt zur Seite schob, indem sie mir freundlich Willkommen sagte. Auf meine Bitte, hier verweilen zu können, bis der Regen aufhöre, gab sie mir ihren Schemel und setzte sich zu der großen Katze auf den Herd, das angefangene Gespräch über das böse Wetter

auf eine unbefangene Weise in einem eigenthümlichen Dialect fortsetzend. Da sie aber finden mochte, daß ich zum Sprechen nicht aufgelegt sei, so brach sie bald ab, und wir saßen uns schweigend gegen über, ein eigenthümliches Genre-Bild.

Der Regen schlug prasselnd gegen die zerbrochenen Scheiben und rieselte durch sie in das Gemach; durch den Schornstein heulte der Wind in kläglichen Tönen, drückte das Feuer nieder und trieb den Rauch bald nach dieser, bald nach jener Seite, während die Alte ruhig fortspann. Ich hatte Zeit, sie näher zu betrachten. Ein schwarzes vielfach verschlungenes Tuch bedeckte ihren Kopf und verbarg jedes Haar; das Gesicht war von tausend Runzeln bedeckt, wie sie Gerard Dov's Bildnisse zeigen. Die großen Augen lagen tief in ihren Höhlen, sahen aber ruhig und freundlich umher. Das ärmliche Gewand von dunklem Zeuge erinnerte an längst vergangene Zeiten. Halb aus Neugierde fing ich das Gespräch wieder an, sie nach ihren Verhältnissen fragend; doch war ihre Antwort, ohne geradezu ablehnend zu sein, so beschaffen, daß ich nur daraus schließen konnte, sie bewohne oder kenne diesen Ort schon lange und schon in einer Zeit, da die Mühle noch vorhanden und in gutem Zustande

war; was meiner Meinung nach schon viele Jahre her sein mußte. Das Gespräch wandte sich nun auf mancherlei Gegenstände, und ich war erstaunt, welche klare und verständige Gedanken das alte Mütterchen mit so wenigen und einfachen Worten aussprach; nur schien sie immer Etwas zu übergehen und zu vermeiden, und doch führte die Richtung ihrer Gedanken sie immer wieder gerade auf diesen Punkt hin. Es wollte mir erst nicht deutlich werden, was sie zu äußern vermied; bald aber glaubte ich zu bemerken, daß sie, wenn sie von den Ursachen eines Ereignisses sprach, eine andere angab, als die, welche sie für die eigentliche zu halten schien, und doch konnte sie nicht verbergen, daß für sie noch eine andere vorhanden sei. Später, da ich das alte Mütterchen öfter besuchte und als sie Zutrauen zu mir faßte, verrieth sie, obgleich nur selten, was sie verbergen wollte, und ich fand, daß sie mit festem Glauben an dem hing, was wir im Allgemeinen unter die Rubrik Aberglauben zu verweisen pflegen. Ahndungen, Besprechungen, Verhexungen und Spukereien mancher Art waren für sie unleugbare Thatsachen, und nur die Furcht, auf Widerspruch oder Spott zu stoßen, hielt sie ab, diese Überzeugung da auszusprechen, wo sie solche fürchten zu müssen glaubte. Von ihrem eigenen Le-

ben zu sprechen, habe ich sie aber nie bewegen können; mit keinem Worte erwähnte sie ihrer Jugendzeit oder irgend eines ihrer früheren Lebensverhältnisse; doch schien sie lange in dieser Gegend gelebt zu haben, hatte viele merkwürdige Personen gekannt, und sprach selbst von solchen mit einer Bestimmtheit und Sicherheit, welche lange vor ihrer Zeit gelebt haben mußten, so viele Winter die sonderbare Alte auch schon zählen mochte. Wie alt sie sei, beantwortete sie immer mit den abweisenden Worten: „Manch langes Jahr und viel zu viel."

Nach jenem Abende, an welchem ich die Bekanntschaft jener Frau machte, habe ich sie oft wieder aufgesucht, da sie meine Neugierde rege gemacht hatte. Erst jetzt fällt es mir auf, daß ich sie nie am Tage in ihrer Wohnung gefunden habe; kam ich des Abends, traf ich sie spinnend und summend am Herde. Essen habe ich sie nicht gesehen, und niemals stand ein Topf am Feuer. Ihre Kleidung war immer dieselbe, und obgleich ich glaube, daß sie nur das eine, leere Gemach in dem verfallenen Hause bewohnte, sah ich doch darin kein Bett oder eine andere Lagerstätte. Meine Besuche schienen ihr nicht aufzufallen; sie war immer freundlich und gesprächig, und als sie bemerkte, daß ich

gern ihre Sagen und Mährchen aus einer früheren Zeit hörte, erzählte sie solche, sobald sich nur die Gelegenheit dazu bot, und zwar in einer Art, welche mich versicherte, daß sie von der Wahrheit ihrer Erzählungen völlig überzeugt war. Merkwürdig genug war in diesen Erzählungen nie eine historische Unrichtigkeit, und immer waren die Begebnisse getreu dem Charakter der Personen und den Sitten der Zeit, aus welcher sie herstammten; ja, selbst der Ton ihrer Darstellung war verschieden nach dem Zeitabschnitte von welchem die Sage sprach, und alle malte sie mit einer Bestimmtheit aus, wie man von selbst erlebten Begebenheiten spricht; was mir zuerst auffiel, als sie mir die Geschichte von der alten Mühle, in der sie lebte, erzählte.

Nur ein kleiner Theil dieser Sagen ist mir im Gedächtnisse geblieben, und diese versuche ich auf den folgenden Blättern wiederzugeben; obgleich ich fühle, daß sie bei Andern nur ein gleiches Interesse, wie bei mir, erregen würden, wenn ich sie mit den einfachen und naiven Worten der Alten und im Halbdunkel an ihrem Herde erzählen könnte, und fürchten muß, daß durch die geschichtliche Einkleidung, welche sie durch mich erhielten, ihr ei-

genthümlicher Reiz verloren gegangen ist, ohne daß sie dadurch viel gewonnen haben.

Bis zu Ende des Jahres 1812 wohnte die Alte fortwährend in der Mühle. Um diese Zeit führten mich die Ereignisse der nächsten Jahre in weit entfernte Gegenden; als ich aber nach der Befreiung unsers lieben Vaterlandes zurück kehrte, suchte ich sie vergeblich in dem zerfallenen Gebäude auf. Meine Erkundigungen blieben ebenfalls fruchtlos; Jedermann in der Umgegend kannte die graue Alte seit langer Zeit, Jedermann wußte von ihr eine sonderbare Geschichte, Keiner aber vermochte anzugeben, wo sie geblieben sei.

Der tiefe Grund.

(An der Chaussee nach Berlin dicht hinter Glienicke.)

Lange, lange Zeit schon, ehe die slavischen Völkerstämme ihre Heimath am Ufer des Don und des Asowschen Meeres verließen und sich nach vielen blutigen Kämpfen mit den Urbewohnern, in den Ländern zwischen der Elbe und Weichsel festsetzten, wurde die Gegend an der Havel und Spree von den Sennonen, einer mächtigen germanischen Völkerschaft, bewohnt. Es war ein Volk mit trotzigen blauen Augen, von hohem Wuchse und gelbem Haar, arglos und zutraulich gegen Freunde, listig und stark im Kriege und stets bereit dazu. Seine wilde Unabhängigkeit betrachtete es als sein höchstes Gut und duldete trotzig lieber Marter und Tod, als daß es sich das Leben mit der Freiheit erkaufte.

Jagd und Viehzucht ernährten den Germanen, der, unbekannt mit dem Ackerbau, dem Gebrauche der Metalle, der Buchstabenschrift und allen Kün-

sten, die das Leben verschönen, in seinen dunkeln Wäldern die Tage zwischen träger Ruhe, rohen Genüssen und harten Beschwerden verbrachte. Nur der Muth und die Stärke berechtigten zum Herrschen; der Tapferste wurde zum Anführer und der Weiseste unter den Greisen zum Fürsten erkoren, der nach altem Herkommen und Gebrauche Recht sprach und den Streit entschied mit den Ältesten. Von der Gottheit hatten diese Völker nur sehr einfache und rohe Begriffe; das Feuer und die Erde, die Sonne und der Mond wurden von ihnen göttlich verehrt und außerdem mancherlei sichtbare und unsichtbare gute und böse Wesen, denen sie einen mächtigen Einfluß auf ihr Leben und ihre Handlungen zuschrieben, und deren Willen die Priester nach ihrem Vorgeben erforschen und durch Opfer und Beschwörungen zu bestimmen vermochten. Durch die Verehrung vieler Geschlechter geheiligte Orte unter hohen Bäumen, Höhlen und Felsengrotten waren ihre Tempel, wo die Kriegszeichen aufbewahrt und die Feste der Götter mit blutigen Opfern gefeiert wurden.

Die Oder, damals weit breiter, mit ihrer tiefen und bruchigen Niederung und die undurchdringlichen Wäldern an ihren Ufern hatten die westlich ge-

legenen Länder eine lange Reihe von Jahren gegen den Andrang der Slaven geschützt. Als diese sich aber immer mehr ausbreiteten, entspann sich in jenen Gegenden ein langer verheerender Kampf, der mit immer größerer Grausamkeit geführt wurde, und bei dem die Sennonen, obgleich sie bald mit kühner Tapferkeit ihre Grenzen vertheidigten, bald durch verstellte Rückzüge den Feind in grundlose Moore und Brücher verlockten, immer mehr Boden verloren. Da, wo sich der Oder- und der Elbstrom am meisten nähern, ziehen sich zwischen den Hügelketten und Landhöhen die mehrfachen Reihen der Spree-Brücher und die Seen und Arme der Havel hin, in der damaligen Zeit bei weitem reicher an Wasser und fast undurchdringlich. Bis an diesen leicht zu vertheidigenden Abschnitt hatten sich die verschiedenen Stämme zurückgezogen; hier aber machten sie Halt und behaupteten siegreich lange Zeit diese neue Grenze. Immer größer aber wurde die Menge der Feinde und immer schneller folgten sich ihre Anfälle.

Auf dem Glienicker Werder, der damals auch auf jenen Strecken mit Wasser umgeben war, wo jetzt bei Stolpe niedrige Wiesen sich hinziehen, hatten die Sennonen einen der Erde geweihten Tem-

pel, zu welchem sie in den Nächten des Neumonds weit her mit ihren Opfergaben zogen. Hier vernahmen sie die geheimnißvollen Sprüche der Priester und saßen dann, begeistert von den Heldengesängen der Barden und trunken von dem mit Honig vermischten, aus zerstoßener Gerste bereiteten Getränke, auf dem Thingplatze zu Rathe. Die Abhänge des fast kreisrunden Grundes, der beim Bau der Chaussee eine ganz andere Gestalt erhalten hat, auf dessen Boden man aber noch jetzt ein mit Schilf umzogenes Wasserbecken sieht, waren mit hohen tausendjährigen Eichen bewachsen, die ihre grauen zackigen Äste über den kleinen See zu einer dichten Wölbung verflochten, welche auch zur Mittagszeit den moosbedeckten Boden des Grundes in geheimnißvolle grüne Dämmerung hüllte. An der Nordseite des dunklen tiefen Wassers war in der Bergwand eine Höhle aus rohen Steinen gebildet, und im Hintergrunde aus der knorrigen Wurzel eines Eibenstammes, fast ganz ohne künstliche Hülfe geformt, stand das blutbefleckte, mit der Beute vieler Kämpfe geschmückte Götzenbild. Auf dem schmalen Raume zwischen dem Eingange der Höhle und dem See lag der flache Opferstein mit den Blutrinnen, und auf der anderen Seite des Sees waren im Halbkreise die Steine aufgerichtet, welche

den Häuptern und Ältesten zum Sitze dienten, während das Volk auf den Stufen des südlichen Abhanges stand, wenn bei dem rothen knisternden Feuer der Kienbrände und dem dumpfen Zaubergesange der Priester das Opfer sein Leben stöhnend vor dem Götzenbilde aushauchte.

Eine Strecke von diesem Orte auf der breiten Kuppe des Schäferberges war in dem dichten Walde ein kreisförmiger Raum ausgehauen, von welchem nach allen Himmelsgegenden hin Wege ausliefen. In der Mitte lag ein mächtiger Felsblock, und rings umher in immer größeren Bogen waren auch hier Sitzsteine aufgerichtet, die erst in der neuesten Zeit von dort zum Wegebau fortgeführt sind. Auch die „weiße Bank" bei der schönen Aussicht auf dem Schäferberge ist von ihnen erbaut. Dies war der Thingplatz; hier versammelten sich, von den Fürsten durch Feuerzeichen und Rauchsäulen auf den Bergen hergerufen, die wehrhaften Männer der Stämme, hier wurden für Krieg und Frieden Beschlüsse gefaßt, und hier wurde unter dem Einflusse der Priester die Ausführung derselben berathen. Wenn die Ältesten, welche im Schmucke ihrer Waffen und der Siegeszeichen aus manchen Kämpfen den inneren Raum einnahmen, in kurzen Worten

ihre Meinung gesagt hatten, dann gab das Zusammenschlagen der Waffen oder das dumpfe Gemurmel der Menge ihren Beifall oder ihre Abneigung kund. Hiernach wurde der Beschluß gefaßt und schnell ausgeführt, wenn nicht etwa warnend oder Zweifel erregend die Stimme des Priesters sich erhob oder geheimnißvolle Töne und Zeichen vom geweihten Steine in der Mitte her die Meinung der Männer umstimmten. Noch jetzt erzählt man, daß von der Stelle, wo der Tempel im tiefen Grunde stand, einst ein unterirdischer Gang bis zu der Kuppe des Schäferberges führte.

Immer weniger waren der Männer beim Thing geworden, immer tieferes Schweigen ruhte auf der Versammlung, wenn nach einem neuen Vordringen der Wenden die Feuerzeichen sie berufen hatten. Zwar verhießen der Priester Worte den Beistand der Götter, und alle Vorzeichen kündeten nahe Siege; zwar kämpften die Führer mit der Kraft der Verzweiflung und die Schaar der Jünglinge, welche ihre Leibwache bildete, zeigte sich der erwählten Führer würdig; aber zu groß war die Masse der andringenden Feinde, und ohne die Vortheile des Bodens, ohne das undurchdringliche Weichland und den Schutz der dicht verwachsenen Wälder, hätten

die Sennonen längst den ungleichen Kampf aufgeben müssen.

Noch einmal, zum letzten Male, war der Thing berufen, zum letzten Male übergab der greise Priester die heilige Fahne aus dem Tempel dem kühnsten der Führer, und die Barden sangen den Schlachtgesang. Dann zog das ganze Volk dem Feinde entgegen, dessen mächtiges Heer zwischen der Nuthe und Becke in der Gegend des Sterns sich zum Kampfe rüstete. Jünglinge und Greise zogen mit, Frauen und Jungfrauen folgten Waffen tragend, und Barden und Priester munterten mit ihnen die Streiter zum letzten entscheidenden Kampfe auf. Er war blutig aber kurz. Das kleine Häufchen der Sennonen wurde erdrückt von der Menge; Keiner floh, Alle erlagen.

Nur der alte, hundertjährige Priester war beim Tempel zurück geblieben. Hier im heiligen Grunde hatte er die Kinder um sich versammelt, und zum letzten Male floß das Blut auf dem Opfersteine. Das Götzenbild war aus dem Tempel herausgebracht und stand dicht am Wasser, geschmückt mit allen seinen Schätzen. Vor ihm auf dem Boden lag betend der Priester, rings um ihn die zitternden Kinder.

Der blutige Kampf hatte bis zum Abend gewährt. Vorsichtig, einen Hinterhalt fürchtend, drang in der Nacht die starke Vorhut der Wenden vor; bald war der tiefe Grund umringt, doch erst am Morgen wagten sie unter seine Eichen hinab zu steigen. Alle Kinder wurden ihre Beute; zu Sclaven auferzogen, bildeten sie den Überrest des einst so mächtigen Stammes der Sennonen; noch jetzt sind ihre Nachkommen an dem hellen Haar und den blauen Augen unter den Wendischen Abkömmlingen zu erkennen.

Der Priester aber und das reiche Götzenbild waren verschwunden; der tiefe, dunkle See barg beide in seinem Schooße.

Lange Zeit betrachteten die Nachkommen der Sennonen den Ort noch als heilig und wagten nicht, ihn durch Suchen nach den Schätzen zu entweihen; späterhin verwuchs der See immer mehr, und es wurde unmöglich, durch Schlamm und Wurzelgeflecht bis auf seinen Grund zu dringen.

Die alte Mühle.

(In Klein-Glienicke.)

Vor vielen Jahrhunderten, als die Gegenden an der blauen Havel noch von dem slavischen Volksstamm der Wenden bewohnt wurden, war das Land — über welches in den ältesten Zeiten die Wogen des Meeres rollten — weit und breit mit Wald und Sumpf bedeckt; alljährlich, wenn der Schnee schmolz, traten die Wasser weit aus ihren Ufern, über welches dann die höheren Punkte gleich Inseln empor ragten, und da es nur wenig Brücken und Dämme gab, war es langwierig und beschwerlich, von einem der Wohnplätze zum andern zu gelangen, die, verborgen und geschützt durch die dichten und tiefen Brücher, über die Gegend zerstreut waren.

Jagd und Fischfang nährten einen großen Theil der Bewohner derselben; nur wenige Rübenarten und andere einheimische Gewächse bauten sie auf ihren kleinen Ackerfeldern. Um so größer aber waren ihre Herden, welche reichliche Nahrung auf den

weiten Mooren und Wiesen fanden. Von den Ländern südlich der Elbe hatte sich zwar der Anbau einiger Getreidearten auch bis hierher verbreitet, doch war es mühselige und gar schwere Arbeit, die Hafer- und Gerstenkörner zu einem groben Mehle zu zerstampfen oder auf unbeholfenen Handmühlen zu zerkleinen.

In dieser Zeit lebte auf dem Glienicker Werder ein Mann, der solche Maschinen machen konnte; er arbeitete sie mit Beil und Messer, verkaufte sie, und nährte sich so gar kümmerlich mit Weib und Kind. Denn weil er die Handmühlen immer besser und leichter machen wollte, verbrachte er viel unnütze Zeit, und wenn er eine Mühle fertig hatte, die anders war, als die gebräuchlichen, wollte sie ihm Niemand abkaufen. So wurde er immer ärmer, und dazu plagte ihn seine Frau noch sehr mit Vorwürfen über seine Ungeschicklichkeit und Faulheit, welche Schuld sei, daß sie und die Kinder hungern müßten.

Der arme Mann war sehr unglücklich und wollte fast verzweifeln. Da trat einmal in der Mitternacht, als er eben ein Rad schnitzte, ein schwarzer Mann in seine Hütte. Das war aber

ein böser Geist. Der sagte ihm, er wolle ihn reich machen, wenn er ihm eine Seele zur Qual übergebe. Der Mann aber erschrak sehr und wollte nicht. Im nächsten Monat kam der böse Geist wieder, und dann den dritten Monat auch, und während der Zeit gelang dem armen Manne nichts, und er und die Seinen mußten fast verhungern. In dieser Nacht wachte aber seine Frau auf, als er wieder: „nein! nein!" rief, und als sie hörte, was der böse Geist wollte, kam sie herbei und beredete den Mann, sie müßten eine Seele weg geben, damit sie nicht Alle umkämen. Als nun aber der Mann ja gesagt hatte, und der böse Geist eins der neun Kinder haben wollte, da schrie und heulte das Weib so, daß dem Geiste bange wurde, und als der Mond aufging, mußte er weg. Vorher aber fuhr er mit seiner Hand über den Kopf der Frau; da gingen alle ihre schönen langen Haare aus, die nahm der böse Geist mit und sagte: „Warte!"

Die andere Nacht klopfte der böse Geist an die Thür, rief den Mann leise heraus und führte ihn auf den Berg bei Glienicke, da wo jetzt die große Sandgrube ist. Dort warf er drei Rabenfedern in die Luft, und alsbald kam ein großer Sturm; der Gribnitzsee braus'te hoch auf, seine Wellen brachen

durch zwischen ihnen und dem Babelsberge, und stürzten in die Havel; und als die Wasser wieder ruhig geworden waren, floß ein heller Bach aus dem Gribnitzsee in den Fluß.

Da führte der Geist den armen Mann an den Bach und lehrte ihm eine Mühle bauen, deren Rad das Wasser trieb. Das war die erste Wassermühle weit und breit in diesen Landen, und drei mal vierzig Jahre hat auf drei Hahnenrufe weit keine andere gebaut werden können. Der Mann aber wurde gar reich und lebte lange, und die neun Kinder waren seine Mühlknappen. Da kam die Pest ins Land; alle die Kinder starben, nur er blieb leben in der Mühle und seine Frau; doch da er sich sehr grämte, starb er auch bald, und die Mutter begrub ihn zu den neun Söhnen, wo jetzt die große Linde vor dem Försterhause steht.

In die Mühle aber setzte der Grundherr einen andern Müller, der vertrieb die Mutter; doch kam diese in jeder Nacht wieder zu den Gräbern am See. Wo sie gestorben ist und begraben, das weiß Niemand; doch soll noch jetzt eine graue Alte sich in der Nacht unter den hohen Linden bei der Mühle zeigen.

Die Gründung Potsdams.

Zu der Zeit, als der mächtige Wilzan, der in der festen Burg zu Dragowit wohnte, über die Wilzen an der Spree und Havel herrschte, bedeckte den ganzen Potsdamer Werder ein uralter Eichenwald, durch welchen sich von der Gegend des Heiligen Sees bis zur Havel am Lustgarten und von Glienicke her bis nach der Stadt Werder ein tiefes unzugängliches Bruch zog, über welches im Frühling das Wasser der Havel strömte und den ganzen Werder in drei lang gestreckte Inseln theilte. Am meisten bewohnt war die nördlichste von ihnen; denn in der Gegend von Bornim und Eichow und am Pfingstberge lagen zerstreute Gehöfte, welche zum Districte der Wublitz gehörten, über welche auch der Krul oder Unterkönig der Haveller herrschte.

Die kleine Insel an der Havel war wenig breiter, als der Theil der Stadt, welcher jetzt wieder

durch den Kanal zu einer Insel gemacht wird, und nur ihr östliches Ende, der Mündung der Nudow gegen über, war mit einzelnen Fischerhütten besetzt, deren Bewohner zwar weit und breit die Seen und Arme der Havel befuhren, welche damals noch reich an Stören, Lachsen und Welsen waren, selten aber durch die Sümpfe und Wälder drangen, von welchen ihr Wohnplatz im Norden umschlossen war.

Wo jetzt die Kirche des Dorfs Alt-Geltow steht, war eine feste Burg des Krul der Haveller erbaut, in welcher derselbe einen Theil des Jahres zu wohnen pflegte, um von hier aus in den großen Wäldern am Schwilowsee, die reich an Uren, Bären und Wölfen waren, zu jagen, oder den wilden Schwan mit dem gelben Schnabel, wenn er auf seinen Frühlings- und Herbstzügen sich auf den weiten einsamen Wasserbecken niederließ, listig zu locken und zu fangen. Ein hoher doppelter Erdwall umgab einen fast runden Raum, aus welchem sich ein thurmartiges Gebäude, aus rohen Feldsteinen und Baumstämmen dick und unförmlich zusammengesetzt, erhob. Nur eine leichte, schnell einzuziehende Brücke führte über den trockenen Graben zwischen den Wällen, und außer der kleinen, festen Thür waren keine Öffnungen im Thurme,

welche von der Erde aus zu erreichen gewesen wären; denn erst in bedeutender Höhe sah man die schmalen, sich nach innen und außen erweiternden Einschnitte angebracht, durch welche das Licht in die niedrigen, nur mit Waffen und dem Gehörn des Urs und Geweihe des Hirsches gezierten Räume dringen konnte, und höher hinauf die schwarzen Löcher, aus welchen der Rauch seinen Weg fand, der von dem mächtigen Feuer emporstieg, welches fast beständig auf den breiten Steinherden in allen bewohnten Gemächern brannte.

Der Krul war ein wilder, grausamer Mann, besonders seit sein einziger Sohn in einem Kampfe mit den Deutschen gefallen war, zu welchem ihn der Ober-Kriewe wider seinen Willen vermocht hatte, als jener eben das fünf und zwanzigste Jahr erreichte. Zum Erben seiner Macht hatte er zwar seinen einzigen Verwandten erwählt, und hielt strenge darauf, daß diesem gleiche Ehre wie dem Sohne erwiesen wurde; aber sein Herz blieb dem Jünglinge fremd, und selten, nur bei feierlichen Opfern und Festmahlen, sah man diesen in seiner Nähe. Je älter der Krul wurde und je weißer sein Haar, je einsamer lebte er in seiner Halle, und selbst die langen Winterabende verbrachte er allein auf seinem

Lager von Thierfellen am knisternden Feuer; ja so- gar in demselben Hause war er ungern mit dem jungen Chocus zusammen, der, ein rüstiger Jäger und Fischer, im Kreise seiner muntern Gefährten fröhlich und sorgenlos die Tage verlebte.

Einmal, als Chocus auf der Wolfsjagd gewe- sen war, fuhr er spät Abends im Frühlinge von Templin in einem Kahne nach Hause zurück. Das Wasser war hoch und der Wind stürmte aus We- sten. Als sie fast den Wendorf erreicht hatten, ver- lor der Knecht das Ruder, und sie mußten mit ihren Spießen sich fort zu bewegen suchen. Der Sturm trieb sie aber zurück; schon wurde es dun- kel, und nachdem sie lange hin und her geworfen waren, trieben sie endlich an einer kleinen Insel fest. Hier suchten sie Schutz gegen den Sturm hinter dem Schilfe und schliefen ein.

Als der Fürst am Morgen erwachte, gewahrte er nahe bei sich einen Kahn, darin saß eine Fischerinn, welche ein Netz ausgeworfen hatte und sang. Das Mädchen aber war so schön, daß er gar nicht wieder von ihm wegsehen konnte. Als die Fischerinn jedoch den fremden, reich gekleideten Mann erblickte, war sie sehr erschrocken und stieß mit dem Kahne vom

Ufer ab. Chocus ging ihr nach und sprach so schöne Worte, daß sie dem Mädchen zu Herzen gingen; und als er sogar eigen mit den dunklen Augen in ihre schönen blauen Augen blickte, da folgte sie seinen Wünschen, kam ans Land und dachte den ganzen Tag nicht wieder daran, weg zu fahren.

Am Abende aber schifften sie alle drei über den Fluß und landeten da, wo jetzt die Heilige-Geist-Kirche steht. Der junge Fürst hieb mit seinem Schwerte Zweige von den alten Eichen, und sie bauten sich eine Hütte. Dort lebten sie viele Monate in dem schönen grünen Eichenwalde, bis daß Schnee fiel. Da sagte ihr Chocus, wer er sei, und daß sie die Frau des Kruls werden sollte, wenn auch sein Oheim das reichste Königskind für ihn gewählt hätte. Die schöne Fischerinn aber war so glücklich, daß sie sich nicht darüber freuen konnte.

Als nun das Moor zugefroren war, ging er über das Eis nach der Burg zu Geltow und gelobte, nach drei Tagen wieder zu kommen mit Roß und Gefolge, und sie heim zu führen. Als er jedoch in die Burg kam, war der Krul gestorben; der Kriwe hatte das Volk versammelt am Opfersteine und die Zeichen gedeutet, darauf hatte das Volk des Ober-

Kriwen Sohn zum Krul der Haveller gewählt. Der Kriwe aber war bei dem neuen Fürsten in der Burg, und als nun Chocus kam mit seinem Knechte, ließ er ihn in einen tiefen Kerker werfen, ohne Luft und Speise, damit er umkomme. Dieser jedoch öffnete ihm in der zweiten Nacht die Thür, und er floh zu den Wilzan nach Dragowit. Der nahm ihn freundlich auf, und hätte ihn gern in sein Erbe gesetzt, doch fürchtete er den Ober-Kriwen, der großen Einfluß unter dem Volke der Haveller hatte. Chocus aber schämte sich, zu dem Wilzan von der Fischerin zu sprechen, und wenn er trauerte, glaubte der Fürst, es sei um die verlorne Herrschaft.

Am neunten Tage jedoch konnte er es nicht mehr ertragen vor Angst und Sehnsucht, er entdeckte dem Wilzan Alles, und dieser und sein Gefolge begleiteten ihn zu der Insel an der Havel.

Als sie aber über den tiefen Schnee nach der Hütte unter den Eichen kamen, fanden sie das schöne weiße Mädchen starr und todt. Von der Stunde an hat der junge Held nie wieder gelacht, sein dunkles Auge erlosch, und sein Haupt wurde weiß wie Schnee. Der Wilzan schenkte ihm die drei Inseln zum Eigenthm; da baute er sich eine

Burg auf der Stelle, wo die Hütte stand, und nannte sie Pozdupini, d. h. unter den Eichen. Weil er ein gar guter Herr war, sammelten sich viele Einwohner auf dem Werder, der nach ihm Chocie genannt wurde, und bald entstand ein kleiner Ort um die Burg. Oft erwähnen alte Chroniken des Volksstamms der Chocini, und erzählen gar mancherlei von deren Anhänglichkeit und Liebe zu ihrem Fürsten.

Der Babelsberg.

Der Babelsberg soll einst noch eine dritte Kuppe gehabt haben, da, wo er jetzt bei der Mühle nach der Stadtseite hin steil gegen die Havel zu abfällt, deren langsamer Lauf dort in eine kreisende Bewegung übergeht. Auf dieser hohen Kuppe stand die Burg eines mächtigen Wendenritters, der rings umher sehr gefürchtet war wegen seiner Habsucht und Grausamkeit. Wer durch sein Gebiet zog, mußte sicheres Geleit theuer erkaufen, und doch hatte er zu fürchten, unter irgend einem Vorwande beraubt oder in den tiefen Burgkerker geworfen zu werden, bis er sich auslösen konnte. Auf der Landzunge bei Sakrow stand ein Thurm; dort mußten alle Schiffe, welche die Havel befuhren, einen hohen Zoll geben; ein anderer, wie jener erbaut, erhob sich auf der Landzunge unterhalb des Babelsberges. Jedes Schiff, das zwischen den beiden Thürmen das Land berührte, war mit Mann und Ladung dem Grundherrn verfallen, was auch die

Ursache sein mochte, weshalb sein Kiel an das ungastliche Ufer stieß.

Von einem tief eingeschnittenen Graben umgeben, ward die aus mächtigen Balken und Feldsteinen erbaute Burg fast ganz von dem hohen steilen Erdwall verdeckt, über welchen sich nur das thurmartige Mittelgebäude drohend erhob, in welchem der Ritter mit seinen Raubgenossen hauste, und von wo aus man weit hin nach allen Richtungen spähen konnte über das Land und die Havel mit ihren Seen und Armen.

Von einem Kriegszuge jenseits der Elbe gegen die Sachsen hatte der Wendenritter ein junges, schönes Edelfräulein mitgebracht, deren Stammsitz zerstört und deren Verwandte erschlagen waren. Das zarte, blondgelockte Mädchen machte der Ritter zu seiner Frau und spottete an seinem Hochzeitfeste roh und hart der Thränen, welche die arme Braut dem Andenken ihrer Eltern und Geschwister, ihrer Heimath und ihren Gespielen weinte. Wo aber am Hochzeittage der Kummer Thränen in die Augen preßt, da werden sie nur getrocknet in den kommenden Tagen, wenn Ergebung und Schmerz das Herz erkältet haben. Die arme Mechtildis in der

einsamen finsteren Burg an der Havel, die sie nie verlassen durfte, hat auch nur zum ersten Male wieder gelächelt, als sie im zweiten Jahre ein holdes, freundliches Kind an ihre Brust drückte.

Nur von rohen Dienerinnen umgeben, deren Sprache Mechtildis nicht verstand, von ihrem Eheherrn unzart und launisch behandelt, oft gezwungen, an seinen wilden Festen und Gelagen Theil zu nehmen, von der ganzen Welt streng getrennt — denn keinem Wanderer oder Pilger ward das Thor geöffnet — hatte die arme Frau nur die Nadel und Spindel, um die langen Stunden zu verkürzen; wie arm aber ist die Freude an seinen Werken für den, der Niemand hat, dem er durch sie Freude bereiten kann.

Die beste Zeit war noch, wenn der Ritter die Burg verlassen hatte, von welcher ihn Raubzüge, Feste und Jagden oft Wochen lang entfernt hielten. Dann durfte Mechtildis sich auch um die Gefangenen bekümmern, welche in den tiefen Gefängnissen unter der Burg schmachteten, und obgleich des Ritters strenges Gebot ihr nicht erlaubte, die traurige Lage der Unglücklichen zu ändern, gelang es ihren sorgfältigen Bemühungen doch oft, sie zu erleich-

tern, und durch Trost und Theilnahme Ergebenheit und Hoffnung zu erwecken. In diesen Beschäftigungen konnte Mechtildes auch allein die Vorschriften ihrer Religion üben; denn sie, eine Christin, durfte sonst durch keine Handlung und kein Wort den Ritter daran erinnen, daß sie dem verhaßten Volke der Christen angehört habe, und obgleich er sich wenig um seine Götter kümmerte, hielt er doch mit grausamer Strenge darauf, daß seine Frau keine der Gesetze und Gebräuche ihrer Kirche erfülle.

Als die Zeit heran kam, da Mechtildis Mutter werden sollte, war der Ritter schon seit lange zu einer Fehde ausgezogen. In der Nacht nun, da sie eines holden Mädchens genas, war sie ganz allein in ihrem Gemach und ohne Hülfe; da öffnete sich der Boden, und kleine Frauen, seltsam anzuschauen, stiegen aus der Erde herauf, standen ihr bei und pflegten sie; badeten dann das neugeborene Mägdlein und bekleideten es mit buntem sonderbar geschmückten Gewande, blieben auch bei der Wöchnerinn, bis am Morgen die Diener kamen; als sie aber diese sich nahen hörten, stiegen sie eilig hinab in den Boden, der sich sogleich hinter ihnen schloß. Mechtildis hatte sich erst entsetzt über die wunderbaren Zwerggestalten, die so ge-

schäftig und unhörbar sich um sie bemühten; da sie jedoch sah, wie hülfreich und sorgsam sie waren, dankte sie ihnen mit gar freundlichen Blicken und Worten, wozu die kleinen Frauen lächelnd mit den großen Köpfen nickten.

In dem Berge, worauf die Burg stand, lebte ein zahlreicher Stamm der Wichtelmänner, deren wohl eingerichtete Wohnungen, bunt geschmückt und von mattem vielfarbigen Glanze erleuchtet, sich weit hin durch die dunklen Thonschichten erstreckten. Sonst hatten sie mancherlei Verkehr mit den Menschen gehabt; seit jedoch der Ritter in die Burg gezogen, waren sie scheu geworden, und ihr Fürst hatte ihnen jede Verbindung mit der Oberwelt verboten; zu der guten Mechtildis Hülfe aber hatte er kluge Frauen hinaufgeschickt, und diese kamen in jeder Nacht wieder, nachdem ihnen die Burgfrau gelobt, zu Niemandem von diesen Besuchen zu reden. Die kleinen theilnehmenden und geschickten Frauen wurden Mechtildis bei jedem Besuche lieber; es ward ihr schwer, sich am Morgen von ihnen zu trennen, und als sie merkte, daß sich dieselben an allerlei Speisen sehr erfreuten, verwahrte sie ihnen immer das Beste von ihrem Mahle.

Das Kind war fast einen Monat alt, als der Vater zurückkehrte. Wie er nun hörte, ihm sei ein Mädchen geboren, stieß er es von sich, zürnte heftig und sagte, ihm sei mehr, als wenn ein Knabe, den er erwartet, ihm gestorben, als wenn ein Kind ihm geboren wäre. Da weinte denn die arme Mechtildis wieder sehr; die Wichtelmänner jedoch versuchten auf alle Weise sie zu trösten, sangen und spielten vor ihrem Bette, und als sie genesen war, wurde sie von ihnen in den Berg hinabgeführt, wo sie ihr sonderbare Geräthe und Kostbarkeiten zeigten, auch mancherlei Kurzweil und Possen trieben, so daß Mechtildis nach langer Zeit wieder lachen mußte, worüber sich die Wichtelmänner sehr freuten. Bald fühlte sie sich nicht mehr fremd unter den Erdgeistern, die auch die freundliche, sanfte Frau und das Kind immer lieber gewannen und Alles aufboten, ihr das Leben zu erheitern und sie zu trösten.

Zwei Winter darauf genas Mechtildis mit Hülfe der Zwerginnen wieder eines Kindes. Da es jedoch abermals ein Mädchen war, fürchtete sie sehr den Zorn ihres Herrn und jammerte und weinte so sehr, daß die kleinen Frauen sie gar nicht beruhigen konnten. Der Ritter aber vernahm das Ge-

räusch in ihrem Gemach und trat so plötzlich herein, daß die Zwerge nicht Zeit hatten, sich in den Boden zu verbergen, ehe er sie erblickte. Als der Unhold nun sah, daß Mechtildis ihm wieder eine Tochter geboren, schalt er sie eine Zauberinn, die Umgang mit bösen Geistern pflege, und seine Kinder vertauscht habe gegen Wechselbälge. Dann ließ er sie ergreifen und sammt den Kindern hinabstürzen in den tiefen Brunnen auf dem Schloßhofe.

Die Wichtelmänner jedoch sorgten dafür, daß Mutter und Kinder nicht beschädigt wurden, richteten ihr eine freundliche Wohnung im Berge ein und pflegten sie wie früher. Mechtildis freute sich der theilnehmenden Sorgfalt der guten Erdgeister, und lebte mit ihren Kindern ein so ruhiges, stillfrohes Leben, wie seit Jahren nicht. Als aber das Eis auf der Havel borst und in Schollen forttrieb, der Schnee an der Mittagsseite des Berges verschwand, und die wilden Gänse in langen Reihen nach Norden zogen, da bemerkte sie unter den Wichtelmännern eine große Unruhe und Geschäftigkeit, auch war das fröhliche Völkchen gar ernst und traurig geworden. In keiner der vielen Höhlen ward mehr gescherzt und Kurzweil getrieben von den jungen

Zwergen, und die alten, von manchem Jahrhundert ergrauten, saßen oft in langer, geheimer Berathung beisammen, während die kräftigsten Männer beschäftigt waren, den Berg in seinen Gründen tief auszuhöhlen bis weit unter den Boden der Havel.

Das kümmerte Mechtildis, und weil sie glaubte, ihr Aufenthalt im Berge möchte Ursache dieser Veränderung sein, fragte sie den Fürsten um Auskunft. Der entdeckte ihr, daß er mit allen Wichtelmännern den Berg verlassen wolle, weil der Ritter einen Zauberer zu ihrer Vertreibung in die Burg genommen habe, der ihnen beschwerlich falle mit Beschwörung und Räucherungen; sie auch nicht mehr hausen möchten in der Nähe so böser und grausamer Menschen. Zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche würde er mit seinem Volke fortziehen ins Land der Christen nach den Harzbergen, und er wünsche, daß Mechtildis sie begleiten möge bis dahin, um mit ihnen zu wohnen oder sich eine andere Heimath zu suchen nach ihren Wünschen und Gefallen. Als sie aber fragte, warum denn so emsig gearbeitet würde, den Berg so weit auszuhöhlen und die Gänge tiefer in den Boden zu senken, da lächelte der Gnome so sonderbar, daß Mechtildis fast bange wurde, nickte bedeutungsvoll

mit dem kahlen, bärtigen Haupte und sagte: „Hier wird sich mancherlei zutragen und ändern; die Wichtelmänner sind nur so lange die guten Nachbarn der Menschen, als diese nicht böse gegen sie handeln. Manch Jahrhundert wird der Berg hier wüst und verlassen sein, dann aber wird sich auf seinem Rücken eine freundlichere Burg erheben, und von fernen Gegenden werden die Wanderer herbeikommen und sich dankbar des schönen Ortes erfreuen, den ein bevorzugter, seltener Geist mit Allem ausschmücken wird, was Talent, Natur und Kunst im Vereine zu schaffen vermögen."

Zur Zeit des Frühlingsanfangs trat ein stürmisches, unbeständiges Wetter ein; dann senkten sich die dunklen Wolken zu einem dichten Nebel herab, der weit hin das Land verhüllte, so daß man die Gipfel der Bäume nicht durch den feuchten Dunst entdecken konnte, der sich an den Zweigen sammelte und in dicken Tropfen herabfiel. Mehrere Tage bedeckte er so die Gegend, dann hob er sich langsam aus den Niederungen und sammelte sich um die Gipfel der Hügel, wo er auf und nieder wogte, bis ihn der Ostwind in langen Wolkenstreifen fortführte, durch welche der blaue Himmel immer sichtbarer wurde. Der Babelsberg aber hatte sich

ganz verändert. Die höchste seiner drei Kuppen mit der drohenden Burg war verschwunden, steil fiel sein Abhang nach der Havel zu, welche sie verschlungen und sich an seinem Fuße zu einem weiten Becken ausgedehnt hatte.

Die Stelle unterhalb der Babelsmühle in der Havel ist noch jetzt die tiefste weit und breit in ihrem Bette, und selten bedeckt hier das Eis den kreisenden Strom.

Die Kirche im Walde.

Nach langen Kämpfen waren gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts die Wenden an der Havel unter der Regierung Otto III. wieder von den Sachsen bezwungen worden. Otto, fast noch ein Knabe, schenkte den Potsdamer Werder seiner Tante Mathildis, Äbtissinn von Quedlinburg, welche bis zu ihrem Tode im Jahre 999 im Besitze desselben blieb, dann aber bemächtigten sich die Wenden dieser Gegend wieder.

Da, wo jetzt der freundliche klare Wasserspiegel des Heiligen Sees glänzt, zog sich damals nur eine vielfach gewundene Bruchwiese durch den dunklen Eichenwald bis an die Mauer des kleinen Städtchens Potsdam, welches einen Theil der jetzigen Burgstraße und des alten Markts einnahm. Auf einem flachen Hügel in der Wiese, fast in der Mitte zwischen den Punkten, wo jetzt das Marmor-Palais und die Bibliothek stehen, hatte die fromme Mathildis eine Kapelle erbauen lassen und

ihr ein Muttergottesbild verehrt, deren Schleier sie selbst mit ihren Frauen stickte.

Eine schöne, hell klingende Glocke ertönte zur Mette und Vesper jeden Morgen und Abend weit hin durch den einsamen Wald, und mahnte rings umher zur Andacht und zum Gebet. An den drei Tagen des Pfingstfestes aber rief sie zu einer besonderen Feier, denn in der Zeit waren nach dem Willen der Stifterinn heilige Reliquien in der Kapelle ausgestellt, und ein ehrwürdiger Mönch, von der Äbtissinn gesandt, las dort am zweiten Pfingsttage die Messe. Von allen Seiten her zogen dann die geschmückten Bewohner der Umgegend herbei, und unter den mit dem ersten frischen Grün bedeckten Zweigen wogte es gar bunt und fröhlich; denn es war die Messe bei der Kapelle unserer lieben Frau im Walde zu einem beliebten Volksfeste geworden, zu welchem sich Jung und Alt schon an manchem langen, dunklen Herbstabende freute.

Nach einem harten, schneereichen Winter, der gar kein Ende nehmen wollte, sproßten endlich Maßliebe und Veilchen; die Lerchen verkündeten den wiederkehrenden Frühling und schwebten fröhlich in der lauen Luft über den wieder grünen Wiesen.

Schon fing das gelbgrüne, duftige Laub der Birken an sich zu dunkeln, und die langen Blüthentrauben der Eiche brachen zugleich mit den krausen Blättern aus den braunen Knospen. Da klang das helle Glöckchen durch den Wald, und in die silberklaren Töne zwitscherten und flöteten die kleinen Sänger in den Zweigen so fröhlich, und die Morgensonne schien so warm und lockend zwischen den moosigen Räumen hin auf den blumenbunten Boden, daß, wer nur konnte, hinaus ging zur Pfingstmesse nach der Kapelle im Walde; waren auch die Wege noch tief und naß, manche sogar vom Wasser der Havel bedeckt, welche weit über ihre Ufer getreten war.

Die aber hinaus gezogen an jenem schönen Pfingstmorgen sind alle nicht wiedergekehrt. — Der grüne Hügel sank mit ihnen unter, ein See trat an seine Stelle und verhüllte mit seinem glatten Spiegel alles, was in seinen Schooß sank. Das helle Glöckchen der Kapelle ist nicht mehr gehört worden, weit hin schallend durch den Wald; aber am zweiten Pfingstmorgen, zur Zeit der Mette, da tönt es herauf aus der Tiefe in hellen, leisen Tönen, und durch die plätschernden Wellen des Heiligen Sees murmelt es wie ferner Kirchengesang.

Das Grab am Spring.

(Am Fußwege nach Templin unweit des Tornow's.)

In dem Spring am freundlichen, grünen Wiesengrunde wohnte eine Wassernixe, die war sehr gut und sehr schön. Der Nix vom Schwilow, der seine reich geschmückte Wohnung im See bei Caput hatte, wollte sie gern zu eigen haben, und mit ihr die Herrschaft über die Wasser bis zu der Nuthe. Da er aber unbeständig und grausam war, halfen ihm alle seine schönen Worte nichts; die Nixe vermied seine Nähe, und auf den glänzenden Festen, welche die Fürstinn der Havel den Wassergeistern in hellen, warmen Mondscheinnächten auf den grünen Inseln gab, berührte nie ihre Hand die seine, und stets hatte sie einen Grund, um die mit süßem Trank gefüllte Muschel abzulehnen, welche er ihr immer wieder vergeblich bot.

Das verdroß den Nix gar sehr, und er fing an, der schönen Nachbarinn gar mancherlei Übeles zu thun. Bald staute er das Wasser des Schwilows vor der schmalen Flußenge bei Caput, daß

das Havelwasser nicht ablaufen konnte, und alle Wiesen und Erlenwäldchen der Nixe überschwemmte; bald verlockte er ihre Lieblingsschwäne, tödtete sie und warf sie entseelt ans Ufer, oder häufte die Eisschollen im Frühlinge hoch am Wendorf auf, daß sie, vom Thauwinde zurück getrieben, noch lange auf dem Wasserspiegel umher schwammen. Die Tornow=Nixe aber erwiederte das Böse nicht, so traurig es sie auch machte, und da sie auf ihrem Gebiete eben so mächtig war, als ihr Feind, auch ihr die Fürstinn Schutz zugesagt hatte, so lebte sie unbesorgt, verschönerte ihre Ufer und that den Menschen, welche diese bewohnten, so viel Gutes, als sie vermochte; denn sie liebte die Menschen sehr, besonders wenn sie jung und schön waren.

Zu dieser Zeit lebte auf der Burg Potsdam ein junger Ritter, der hieß Hugo, und war verwundet worden in einer Fehde mit einem havelländischen Ritter. Er wurde langsam wieder gesund, denn seine Wunde ging tief in die Brust. Da saß er oft im Schatten an der blauen Havel, oder ließ sich im leichten Kahne auf ihren Wellen schaukeln, und dachte an künftige Schlachten und Kämpfe, und eben sonst nichts weiter. Die Nixe hatte ihn so gesehen und sah ihn im=

mer lieber; bald wußte sie die Stunde, wann er sich hinaus ins Freie führen ließ, und war immer schon früher am Ufer, als der Ritter. Weil er aber, wie der Meister Doctor geboten, am Abend wieder daheim sein mußte, auch nie allein war, so konnte die schöne Nixe sich ihm nicht zeigen, und wurde sehr schwermüthig und ungeduldig.

Endlich aber konnte der blasse Ritter ohne Hülfe gehen und kam ohne Geleit. Deß freute sie sich sehr, und als er sich unter die schlanken Weiden am blühenden sammtgrünen Ufer niedergelassen hatte, da plätscherten die Wellen so weich zu seinen Füßen, und über das blinkende, wogende Wasser tönte es so gar schwingend und verhallend, daß er bald in einen süßen Schlaf versank. Kaum aber war dies geschehen, so tauchte die Nixe auf, setzte sich an seine Seite, und hob sein Haupt auf ihren Schooß. Wohl schlug er die Augen auf; als er jedoch in ihre tiefen blauen Augen blickte und das schöne Gesicht sah, über welches die hell goldenen Locken herabsanken auf den weißen Nakken, und die Wellen so eigen und nie vernommen fort tönten um ihn her, da glaubte er, er träume und sähe einen Engel. Das war ihm ein schöner Traum, denn oft kam es ihm vor, als senke sich

das helle Engelsgesicht auf ihn herab und die rothen Korallenlippen berührten warm seinen Mund.

Den ganzen Tag konnte er den Traum nicht ausdenken, und früh ging er zur Ruhe, um wieder so vom Himmel und seinen Engeln zu träumen; aber der Traum des Tages verscheuchte den Schlummer der Nacht. Am andern Tage jedoch wanderte er bewußtlos wieder zur grünen Stelle am Ufer, und wieder blinkten und tönten die Wellen, und wieder sah er in die tiefen blauen Augen und fühlte die Wärme der rothen Lippen.

Eine Reihe von Tagen träumte er so, und fühlte sich immer wohler und kräftiger, wann er erwachte; immer größer und lebendiger wurde aber auch das neue, ihm gänzlich unbekannte Gefühl in seiner Brust, die Sehnsucht. — Der Arzt wunderte sich der schnellen Genesung, und als eine Woche vergangen war, sprach er ihn frei und gesund. Dies geschah am Tage des Vollmondes im Julius. Der Abend war so milde und duftig, daß Hugo noch hinaus ging unter die Weiden, und da er sich gar wohl und gekräftigt fühlte, ergriff er das Ruder und ließ sich von den Wellen schaukeln, über welche der Glanz des hellen

Mondes eine breite, blinkende Bahn gezogen hatte. Die glänzenden Wellen plätscherten nun wieder so weich an dem leichten Kahne, und aus der Tiefe klang es so süß einlullend, daß er immer an sein liebes Traumbild denken mußte, und nicht merkte, wie er von dem Wasser an die kleine grüne Insel getrieben wurde, welche noch jetzt, unweit des Badehauses, von flisterndem Schilf umgürtet wird.

Über der Insel unter den Erlen aber war ein wunderbarer Duft, und der Mondglanz erhellte dieselbe mit seinem weißen Lichte so glänzend, daß es fast schien, als sei es Tag auf derselben, und rings umher habe ihn die Dämmerung eingehüllt. Kaum hatte der Ritter das Ufer betreten, so sah er die schöne Nixe mit den hellen Locken im leichten blauen Gewande vor sich stehen. Er war aber gar nicht verwundert, denn ihm schien, als träume er wieder. Als sie jedoch ihre weißen, warmen Arme um seinen Nacken schlang, und ihm mit süßen, nie gehörten Tönen sagte, daß sie ihn liebe, da merkte er wohl, daß er wache, obgleich ihn ein Engel küsse.

Nun begann ein reiches schönes Leben für den Ritter, der bald mit heißer, inniger Liebe der

schönen Wasserfrau zugethan war, die ganz für ihn zu leben schien. Wann das Abendroth verglomm, bestieg er den Kahn, und die willig dienenden Wellen führten ihn der Geliebten zu, die seiner bald an einem sprudelnden Quell in kühler Uferbucht, bald unter den duftenden Blumen eines Eilandes harrte.

Als aber vier Wochen schnell vergangen waren, und der Vollmond wieder am blauen Himmel glänzte, da führte die schöne Nixe ihn längs den Windungen des kleinen, leise murmelnden Baches bis zu dem Spring, wo sie wohnte; und während sie unter den flisternden Erlen kosend wanderten, erzählte sie dem Ritter, wie es ihr in jeder Vollmondsnacht gestattet sei, einen Menschen in ihre Wohnung zu führen. Als sie dann an den hell sprudelnden Quell unter den bemoosten Buchen kamen, da leuchtete es gar wundersam aus der Tiefe des Wassers, und wogende, klingende Töne brachen sich, sanft verschwebend, an den moosigen Wänden des Thales.

Heller und glänzender jedoch blinkte es noch in dem Hause der Nixe, das sich, eine schön gewölbte, krystallene Höhle, von tausend bunten Lichtern er-

hellt, in mannigfachen Windungen bis weit unter den Berg hin erstreckte. Der Ritter aber sah kaum die schimmernde Pracht, nicht die seltsam geformten Korallen und Blumen, nicht die kostbaren Muscheln und Perlen, noch die rankenden Metalladern, vernahm kaum die wunderbaren Klänge; er sah nur in die tiefen blauen Augen der schönen Braut und hörte nur die Versicherung ihrer Liebe.

So lebten die Glücklichen lange Zeit, und wenn auch der Ritter im Gefolge seines Lehnsherren oft weit hinweg zog zu Fehden und Turnieren, dann war die Nixe zwar traurig, und oft beneidete sie die Menschen, die weinen können vor Sehnsucht und Schmerz, was den Geistern versagt ist; bald aber trug der stets bereite Kahn ihn wieder in ihre Arme, und nie versäumte er, die Vollmondsnächte im glänzenden Krystallhause unterm Spring zu feiern. —

Das sorgende Wasserweib hatte dem Ritter einen Talisman geben wollen, um ihn zu schützen gegen jede Wunde von ungefeiter Waffe; der kühne Hugo aber hatte ihn von sich gewiesen, als einen unwürdigen Schutz des Mannes, der seiner eigenen Kraft vertrauen müsse. Doch ohne daß er es

wußte, hatte sie denselben im Knoten seiner Feldbinde befestigt, und so sah sie ihn beruhigt in den Kampf zu Ernst und Schimpf ziehen.

Eine andere Gefahr konnte die Nixe jedoch nicht von dem Geliebten abwenden; nur bitten konnte sie ihn, das Gebiet des Nix vom Schwilow zu vermeiden, denn dieser, als er die Liebe der schönen Nachbarinn zu einem Menschen sah, entbrannte in wilder Eifersucht und versuchte auf jede Weise ihm zu schaden. Weil er aber nur Macht über die Menschen hatte, wenn sie in sein Gebiet kamen, so konnte er dem Ritter nichts anhaben, der dieses, nach dem Versprechen, welches er der fürchtenden Geliebten gegeben hatte, nie betrat.

Eine gar besondere Freude war es für die Nixe, wenn sie die Plätze am Ufer, wo es dem Ritter gefiel, oder wo sie mit einander gewandelt oder gesessen hatten, ausschmücken und verschönern konnte. Schilf, Moos, rankende Sträucher und blühende Bäume sproßten durch ihre Macht um die traulichen Orte, und die bunten, singenden Vögel wußte sie zu kirren, daß sie ihre Nester in den Zweigen bauten. Vor Allem aber war es die hügelige Gegend zwischen dem Spring und der

Havel am Tornow, die sie in einen freundlichen, schattigen Garten verwandelte, wovon noch jetzt, nach so langer Zeit, die Spuren dort zu sehen sind, und hier wandelte das glückliche Paar an manchem stillen Abend und in mancher hellen, lauen Mondnacht.

Es traf sich aber in dieser Zeit, daß freche Räuber die Besitzungen des reichen Klosters Lehnin bedrohten, und Hugo's Lehnsherr zog aus, um sie zu fangen, und ihre Schlupfwinkel in den dichten Wäldern am südlichen Ufer der Havel zu zerstören. Nachdem er dies bewerkstelligt hatte, lud der Abt die Ritter zum frohen Mahle, und drei Tage lang kreiste der volle Becher an der reich besetzten Tafel der dankbaren Mönche. Am Mittage des zweiten Tages jedoch beurlaubte sich Hugo, denn es war der Tag vor dem Vollmonde, und sein Herz trieb ihn zum Spring.

Um nicht dem Schwilow zu nahe zu kommen, wählte er einen wenig betretenen Waldweg, und schon stieg der Nebel von den Wiesen auf, als er zu einem einsam gelegenen Weiher gelangte, an dem jetzt das Linowitzer Forsthaus liegt. Der Weg führte quer über die Wiese und durch das

seichte Fließ, welches in dem Weiher seinen Ursprung hat; hier war der Nebel kalt und feucht und wurde mit jedem Augenblicke dichter. Hugo trieb sein Pferd an, um wieder festen Boden zu gewinnen, denn immer tiefer sank dasselbe ein in den moorigen Grund, nach welcher Seite hin er es auch wenden mochte. Ein heulender Wind hatte sich erhoben und trieb den Nebel zu wunderbaren Gestalten zusammen, die bald baumhoch emporstiegen, bald sich wie mißgestaltene Ungeheuer und Riesenschlangen auf dem Boden wälzten. Immer dichter drängten die grauen Gestalten zu ihn heran, bogen sich hoch über ihn und drückten ihn endlich gewaltig in den weichen Boden, der unter ihm wich und sich über seinem Haupte wieder schloß.

Hier befand er sich in einer dunklen feuchten Höhle, nur von matten blauen Flämmchen erleuchtet, welche über den ockerfarbenen Boden krochen und die widerlichen Gezweige und Wurzelgeflechte zeigten, welche die Wände und Decke bildeten. Er konnte kaum athmen, denn die dicke Luft preßte seine Brust zusammen, und die Schwefeldünste, die von den blauen Lichtern aufstiegen, drohten ihn zu ersticken. Vergebens suchte er einen Ausweg; wohin er tappte, umgaben ihn, wie Spinngewebe

und Polypenarme, die Ranken und Wurzeln. Bald verließen ihn sein Kräfte, wirre Bilder erfüllten seine Sinne, zwischen deren dunklen Gestalten immer matter die tiefen blauen Augen der schönen Nixe hervor glänzten; schlug er aber die Augen auf, so waren es die blauen Schwefelflammen, und statt der weißen Lilienarme langten die zackigen Wurzeln verstrickend nach ihm. Bald athmete er nur noch schwer; dann erstickte ihn der giftige Schwaden.

Der lauernde Nix hatte ihn getödtet. Der Weiher gehörte zu seinem Gebiete; denn von ihm aus ergießt sich das schmale Fließ nach langen, weiten Krümmungen in den Schwilow. Grinsend führte der boshafte Nix den entstellten Körper davon, hoch auf peitschte er die Wellen des Schwilows, über den sich dichte Hagelwolken prasselnd entluden; ein heulender Nordwest=Sturm, der wie höhnendes Lachen klang, warf den Leichnam zu den Füßen der harrenden Braut.

Die schöne Nixe mit den blonden Haaren trug ihn stumm zu ihrem Hause unterm Spring, hob sein Haupt auf ihren Schooß, und sah ihn an mit den trockenen, tiefen blauen Augen, bis der

Mond unterging. Am Morgen aber bettete sie sein Grab dicht zur rechten Seite am Quell und wölbte einen hohen Hügel über dasselbe, der noch jetzt sich dort erhebt, von Brombeerranken und Farrenkraut dicht überwachsen. Sie selbst aber verließ die Gegend; der helle Wasserstrahl, der sonst so lebendig hervorsprudelte, wurde ein trübes Fenn, und statt des plätschernden Baches, der durch die Wiesen zur Havel eilte, schleicht jetzt ein langsames Fließ unter den Erlen hin.

Die Wendenschlacht bei Potsdam.

1136.

Nachdem durch Otto III. die wendischen Völkerschaften zwischen der Elbe und Oder wieder besiegt und unter seine Botmäßigkeit gebracht waren, suchte dieser auf jede Weise das Christenthum unter ihnen zu verbreiten, ließ ihnen aber sonst viele ihrer alten Gerechtsame und Gesetze, wie es auch früher Heinrich der Vogler gethan; besetzte die Städte, ließ sich bestimmten Tribut zahlen, und verfuhr nur strenge bei der Ausrottung des Heidenthums. Die fränkischen Kaiser aber, welche auf die sich immer mehr nach Osten hin ausbreitende Macht der Sachsen eifersüchtig waren, ermunterten und unterstützten die Wenden zu neuem Abfall, und es gelang diesen, sich wieder in Besitz ihrer alten Länder zu setzen; sie eroberten im Jahre 1030 sogar die Feste Brandenburg wieder, wo Heinrich an der Stelle des Triglaf-Tempels auf dem Harlunger Berge die erste christliche Kirche hatte erbauen lassen, die er der Jungfrau Maria weihte.

Als jedoch Lothar aus dem sächsischen Hause Herr von Deutschland wurde, bot dieser alle seine Kräfte auf, um die wendischen Völker wieder unter seinen Scepter zu bringen. Wo dies gelang, mußten sie ihren Abfall schwer büßen; sie verloren alle ihre Rechte, und wurden mit großer Strenge als aufrührerische Unterthanen behandelt; ja es wurde sogar ein Fürst aus deutschem Stamme, Albrecht der Bär, aus dem Hause Askanien, über sie gesetzt, von welcher Zeit an eine neue Ordnung der Dinge in den jetzigen Marken begann.

Das Glück hatte die Wenden verlassen; zwar war ihr Widerstand kühn und hartnäckig, aber in sich uneins, entbehrte derselbe die nöthige Einheit, und so heldenmüthig sie auch in den einzelnen Kämpfen den Boden ihrer Väter vertheidigten, sie wurden überall zurückgedrängt, und immer mächtiger breiteten sich die Deutschen aus.

Pribislaw und Niklot, Söhne des verstorbenen Obotritenkönigs, sahen mit Furcht den Feind sich immer mehr ihren Ländern an der Ostsee nahen; da ergriff Pribislaw, ein kühner und tapferer Fürst, die Waffen für die verwandten Stämme; schnell vereinigte sich unter seinen siegreichen Fahnen ein

mächtiges Heer, und bald machte er sich zum Gebieter aller Länder zwischen der Ostsee und der Havel; er griff selbst Albrecht an, der vom Könige zum Markgrafen über die Nordmark (Altmark) gesetzt war. Dieser aber stellte ihm bald ein kriegsgeübtes Heer entgegen, und das Havelland ist Zeuge manches blutigen Kampfes gewesen. So sehr nun auch Pribislaw verstand, den Vortheil des Bodens in dem von Wasser und Weichland vielfach durchschnittenen Lande zu benutzen, und so kühn seine Wenden, Ritter und Mannen, fochten, Albrecht der Bär drängte mit seinen besser gerüsteten Streitern immer gewaltiger auf ihn ein. Da zog Pribislaw seine ganze Macht zur letzten entscheidenden Schlacht auf dem Potsdamer Werder zusammen.

Rings von den Armen der Havel und tiefen Mooren umgeben, erwartete das Heer schweigend den Angriff. Albrecht mußte sich entschließen, im Angesicht desselben über die Havel zu setzen oder Dämme durch die Sümpfe aufzuwerfen. Er wählte zum Übergange die Stelle am Babelsberge, wo sich noch jetzt eine schmale Landzunge weit in die Havel erstreckt. Mächtige Flöße und zahlreiche Boote waren in der Bucht bei Glienicke zusam-

men gebracht und wohl eingeübt, schnell eine breite Brücke an der Landzunge zu bilden. Durch diesen Angriffspunkt war Pribislaw gezwungen, sein Heer auf dem engen Raume zwischen der jetzigen Stadt, dem heiligen See und der Havel aufzustellen; er konnte dem Angreifer nur die gleiche Front bieten, und war verhindert, irgend eine Bewegung auf dessen Flanken zu machen. Sein Rückzug aber, im Fall der Feind siegte, war nur auf den schmalen Landstrichen an beiden Enden des heiligen Sees möglich.

Nach der Einsegnung des Heeres ward vor Aufgang der Sonne schnell die breite Floßbrücke aufgefahren, und die Fahrzeuge füllten sich mit Streitern. Ein Theil der Ritter war abgestiegen; in dichter Eisenrüstung schritten sie voran und brachen mit ihren Speeren sich Bahn in den nur leicht geharnischten Haufen der Wenden, die mit Streitärten, Keulen, Schwertern und Schilden vergeblich ihrem Vordringen sich widersetzten. Bald war Raum um den Landungsplatz gewonnen. Albrecht mit seinen Rittern stürzte sich in den dichtgedrängten Feind, und es entspann sich ein langer, verzweifelter Kampf. Tausende fielen auf dem engen Raume, während von der einen Seite die

langen Hörner und das dumpfe Schlachtgeheul, von der andern die schmetternden Trompeten und der laute Zuruf der Führer die Streiter zu immer neuen Anstrengungen ermunterte. Da sank die heilige Fahne der Wenden, und sie wandten sich zur Flucht. Vergebens bemühte sich Pribislaw diese aufzuhalten. Nach der Stadt zu drängte sich die wirre Masse, dicht hinter sich den mordenden Feind. Hier aber trat ein Anderer den Fliehenden entgegen. Albrecht hatte eine starke Schaar bei Werder in der Nacht über die Havel setzen lassen, und diese rückte jetzt gegen die Wenden an, in deren Reihen nun von allen Seiten der Tod wüthete.

Verzweiflungsvoll sammelten sich um den Wendenfürsten seine Edlen. Die kühne Schaar mit den dunklen Augen und schwarzen Locken brach sich Bahn längs den Ufern des Heiligen Sees, um da, wo am oberen Ende desselben der Graben ihn jetzt mit der Havel verbindet, die Flucht zu versuchen. In der Gegend von Nedlitz aber trafen sie von Neuem auf den Feind, der auch diesen Ausweg besetzen wollte. Vergeblich strebte der tapfere Fürst sich durchzukämpfen, die Übermacht war zu groß. Fast alle die Seinen fielen um ihn her, und immer weiter wurde er zurück-

gedrängt nach der Gegend, woher das Siegesgeschrei der Deutschen erscholl. Da wandte Pribislaw, des verlassenen Vaterlandes gedenkend, das hohe starke Pferd nach der Gegend, wo sich, Sakrow gegenüber, das Ufer am weitesten in die Havel erstreckt, kühn trieb er das schnaubende Roß hinein in die Fluth und erreichte schwimmend den sicheren Strand, er allein gerettet von so vielen Tausenden.

Noch jetzt findet man auf dem Schlachtfelde Pfeilspitzen, Waffenstücke und Gebeine in dem weißen Sande, der das Blut der Wenden in der letzten Schlacht trank, und der kreisrunde Erdhügel am Wege nach der Nedlitzer Fähre, der Räuberschanze gegen über, soll das weite Grab ihrer Edlen bedecken.

Bald nachher ergab sich auch die feste Hauptstadt Brandenburg den Deutschen, deren Marken sich nun immer mehr nach Norden und Osten erweiterten.

Der Teufelssee.

(Am Fuße des Ravensberges, unweit Bergholz.)

Der Teufelssee ist von jeher ein Ort gewesen, von welchem man Spuk- und Teufelsgeschichten jeder Art erzählt hat, und seine einsame dunkle Lage am Fuße des 200 Fuß hohen waldigen Ravensberges, die alten, seltsam geformten, dunkelgrünen Kiefern, welche an seinen Ufern stehen und die langen entblößten Wurzeln zu der finstern, fast kreisrunden Wasserfläche hinabstrecken, wie das tiefe, nur vom Rauschen der Zweige oder dem kreischenden Geschrei eines Raubvogels unterbrochene Schweigen, welches stets in diesem abgelegenen Thalkessel herrscht, machen ihn völlig geeignet zum Schauplatze unheimlicher oder geheimnißvoller Ereignisse. Noch jetzt, versichert man, lebe in dem unergründlichen See nur eine eigene Art schwarzer Fische, nie lasse sich ein Vogel auf seine Oberfläche nieder, und nur Raubthiere stillten ihren Durst mit seinem Wasser.

Wo jetzt der See ist, soll vor alten Zeiten ein Götzenbild gestanden haben, zu welchem auch nach der Bekehrung der Wenden, durch das Schwert Heinrich des Voglers zum Christenthume, noch lange Zeit seine Verehrer aus der Umgegend herbei kamen, um ihre Opfer zu bringen und seine Gunst zu erbitten. Der Teufel aber hat das Götzenbild davon getragen und das Seine an die Stelle gesetzt. Da nun die Wenden nur des Nachts bei Mondschein zum Opfern gekommen sind, haben sie den Tausch nicht bemerkt, und der Teufel hat sich lange Zeit sehr darüber gefreut, daß man ihn angebetet in christlichen Landen, hat auch allerlei Zeichen und Wunder gethan, so daß sich der Ruf des Götzenbildes am Ravensberge immer weiter verbreitete, und von nah und fern immer zahlreichere Wallfahrten im Geheimen dahin geschahen; die dann des Nachts bei Fackelschein und hoch lodernden Feuern die alten heidnischen Feste in dem abgelegenen Thale begingen.

Die Geistlichkeit hatte zwar davon gehört, doch vermochte sie in dem dichten Walde den Opferplatz nicht aufzufinden, wenn sie hinaus zog mit ihren Lehnsmannen, unter denen manche gar wohl im Dunklen den Weg zu finden wußten; und ließ

sie in den Nächten der alten Götzenfeste den Wald umstellen, um den Wallfahrern aufzulauern, so wurden die Wächter geschreckt durch gräßliche Töne und geistverwirrende Erscheinungen, oder man fand diese am andern Morgen zerrissen und entstellt auf den Kreuzwegen.

Da ist endlich vom Bischof von Brandenburg ein Mönch aus Italien, ein berühmter Geisterbanner und Teufelsbeschwörer, in die Gegend geschickt worden, der hat sich lange Zeit heimlich im Kloster zu Lehnin und Saarmund aufgehalten, bis er genug ausgeforscht und erfahren; dann ist der heilige Mann wiedergekommen mit großer Vollmacht von den Bischöfen zu Magdeburg, Havelberg und Brandenburg, und hat ein Ketzergericht niedergesetzt zu Saarmund im Kloster. Dahin sind Viele berufen, die des Götzendienstes verdächtig waren, und diejenigen, welche solcher Sünde überwiesen worden, sind alle hingerichtet, die Zeugen aber haben Vergebung und Ablaß erhalten. Dann hat der Mönch die Ritter und Herren, Lehnsvögte und Bürger aufgefordert zu einem Zuge zur Zerstörung des Götzenbildes, und an drei Sonntagen vorher sind alle Glocken rings umher geläutet und Ablaß von den Kanzeln verkün=

det worden. Am vierten Sonntage ist dann der Zug von Saarmund aus aufgebrochen; die Mönche voran mit Kerzen und Weihwasser.

Die Reisigen haben alsbald den Ravensberg in einem weiten Kreise umstellt, der nachher immer dichter geschlossen wurde. Als der Zug ausgezogen am Morgen, ist es helles schönes Wetter gewesen, kaum aber ist er in den Wald gekommen, so hat sich ein heulender Sturm erhoben, und dicke Gewitterwolken haben sich über der Kuppe des Berges zusammengezogen; darauf ist eine ängstlich schwüle Stille eingetreten, und kein Blatt am Baume hat sich geregt. Der Kreis aber ist bald hier, bald dort durch Wölfe und anderes Raubwild auseinander gesprengt und erschreckt worden. So hat es bis zum Nachmittage gewährt, als endlich die Procession an die runde Mooswiese im Grunde des Thales gelangte, in deren Mitte unter dem uralten Kreise von fast abgestorbenen Kiefern das Götzenbild vor dem Opfersteine stand.

Um diese Wiese schritt nun der Mönch, geheimnißvolle Gebete murmelnd, mit dem Weihwasser, pflanzte am Rande derselben kleine Kreuze von

geweihtem Holze auf, und stellte sich dann außerhalb des so bezeichneten Ringes dem Götzenbilde gegenüber mit seinen Gehülfen und den heiligen Geräthen auf. Noch immer währte die ängstliche Stille, nur vom Fußtritt des hagern bleichen Mönches in der weißen Kutte und seinen fremdländischen Worten unterbrochen. Kaum aber begann derselbe mit dumpfem Ton seine Beschwörung, da senkte sich die dunkle Wetterwolke in das Thal herab, so daß in demselben eine unheimliche Dämmerung herrschte, wie bei einer Sonnenfinsterniß. Aus der Wolke aber blitzte es Strahl auf Strahl, und der Donner schmetterte ohne Aufhören, während Regen und Schloßen prasselnd von allen Seiten nieder rauschten, so daß von den Bergwänden das Wasser in Strömen herab stürzte. Durch das Toben der Elemente aber hörte man in Zwischenräumen die Beschwörungsformeln des Mönches, der sich nicht einen Augenblick in seiner Handlung stören ließ. — Nach einiger Zeit rollten sich die Wolken wie mächtige Ballen an den Thalwänden in die Höhe und wölbten sich gleich einer Kuppel über den Grund; die sinkende Sonne warf ihre Strahlen gegen dieselbe, die mit einem so gelben Lichte zurückgeworfen wurden, daß der ganze Raum in gelbgrünem Feuer zu brennen schien.

Auf das sinnverwirrende Toben war eine lautlose Stille gefolgt; diese todte Stille war aber viel schauerlicher als das Rauschen und der Donner vorher. Die geblendeten Menschen bebten und schirmten ihre Augen vor dem grellen Lichte; der bleiche Mönch jedoch erhob lauter seine Stimme, und die geheimnißvollen Worte hallten durch den Wald, wie durch die Säulen einer Kirche. Dann ergriff er das Crucifix und den Weihwedel, und nahte sich dem Kreise; nun erschollen von allen Seiten, aus der Erde und aus der Höhe so gräßliche und nie gehörte Töne, und es brauste, rauschte, pfiff und heulte so grausig, daß die Reisigen und Klosterbrüder niedersanken und ihre Häupter verbargen. Der fremde Mönch aber ging laut betend dem Kreise näher. Da ward es plötzlich tiefe, finstre Nacht, dann schmetterte ein heller Blitzstrahl dicht vor dem Mönche nieder in den Kreis; — der aber schritt festen Fußes weiter, die Hände hoch aufgehoben, in der einen das Christusbild, in der andern das geweihte Wasser, gewaltig ausrufend die zwingende Beschwörung. Schon berührte sein Fuß den Kreis, da borst in demselben die Erde gähnend auf, das Teufelsbild sank unter in die Tiefe, aus welcher ein erstickender Brodem emporstieg, und der dunkle schwei-

gende See erfüllte seit der Zeit den Boden des Thals.

Wer aber späterhin unheimlichen Verkehr mit dem Bösen hat pflegen wollen, der brauchte nur hinaus zu gehen an den See um die Mitternachtsstunde, und seinen Namen dreimal über das Wasser hin zu rufen.

Ferch.

In der schönen Jahreszeit, wo der Frühling in den Sommer übergeht, verließ ein junger fränkischer Ritter, der mit seinen Knappen aus einem Kriegszuge gegen die heidnischen Litthauer zurückkam, spät am Nachmittage die Herberge zu Potsdam, in welcher ihn ein heftiges Gewitter zurückgehalten hatte, um seinen Weg nach der geliebten Heimath hin fortzusetzen.

Ein warmer, würziger Duft schwebte über der Erde, Gräser und Laub wiegten sich erquickt in den Strahlen der sinkenden Sonne, welche unter der dichten Wolkenschicht, die noch den größten Theil des Himmels bedeckte, hell und kräftig hervortrat und in den Tropfen widerglänzte, welche die durstigen Gewächse noch nicht eingesogen hatten. Die Brust des Ritters hob sich höher in der erquickenden Luft, worin sich der Geruch der Blumen und Kräuter mit dem Duft der feuchten Erde mischte, und indem er langsam durch die Wiesen

und Saatfelder zog, hing sein Blick an den fernen blauen Wolkengebilden, die wie die Berge seiner Heimath, den Horizont begränzten, und freundliche Bilder mancher Art zogen in seiner Erinnerung vorüber.

Eben wollte er sein Roß zu schnellerem Laufe antreiben, als er von einem Jagdzuge eingeholt wurde, an dessen Spitze auf leichtem Zelter sich eine schöne, hohe Dame befand, den Falken auf der Hand haltend. Er wollte grüßend den Zug vorbei lassen, aber die hohe Jägerinn hielt das muthige Pferd an, und der Blick des Ritters war wie fest gebannt an der vollen, reizenden Gestalt und den dunklen, brennenden Augen, die aus einem fast marmorbleichen Gesichte unter dichten, glänzend schwarzen Locken mit Wohlgefallen auf ihm zu ruhen schienen. Bald ritten beide in traulichem Gespräche neben einander. Es war ihm, als sei Alles anders an der schönen Frau, wie er es je bei einer andern gesehen: ihre Kleidung, der Blick ihres Auges, der Ton und Ausdruck ihrer Sprache. Was sie sprach, war ihm, obgleich so neu, doch so wenig fremd. Ohne daß er es wollte, sagte er ihr alles, was er sich bisher kaum selbst gestanden oder klar gemacht hatte. Mit jedem Augenblicke fühlte

er sich mehr zu der wunderbaren Erscheinung hingezogen; bald schien es ihm, als habe er sie schon lange gekannt, und sie kenne jedes Geheimniß und jede Empfindung seines Lebens und Herzens, und wenn er dann hinweg sah in die Gegend, erschreckte er über die Veränderung seiner selbst, der er sich in solchen Momenten bewußt wurde; trafen ihre Blicke aber wieder zusammen, dann sah er nur das schöne Weib und fühlte, daß er ihr treueigen sei bis in den Tod.

Ganz natürlich erschien es auch dem Ritter, daß er abbog von seinem Wege und der Jägerinn folgte längs den Ufern des Schwilowsees bis hin in die stille, einsame Gegend an seinem unteren Ende, wo jetzt das Dorf Ferch in den Wellen sich spiegelt, damals aber ein hoher, dunkler Urwald sich ausbreitete. Wie hätte es anders sein können, als daß er dort mit ihr einzog in das reiche, üppig ausgeschmückte Waldschloß, und daß dort für ihn ein Leben begann, das nur glückliche Stunden hatte, in welchen alles Fühlen und alles Denken sich nur hinwandte zu der schönen, wunderbaren Herrinn und seiner Liebe zu dem reizenden Weibe, und daß für ihn keine Vergangenheit und Zukunft mehr war, nur der Genuß der Gegenwart.

Langsam und undeutlich erwachten erst nach und nach in diesem Vergessen seiner selbst die Erinnerungen des Ritters wieder, und er fing an, sich auf Augenblicke seines Zustandes bewußt zu werden. Obgleich darin ein neues Glück für ihn zu liegen schien, so zogen doch auch wie leichte Wolken zuweilen Gedanken durch sein Inneres, die ihren Schatten noch Tage lang auf seine Freuden deckten, und dieser Wolken schwebten immer mehrere über den Horizont seines Glückes.

Die Herrinn seines Herzens schien davon nichts zu ahnden; ihre heiße, glühende Liebe schlug wie Wogen über ihm zusammen, und in ihren Augensternen brannte ein Feuer, das die Wolken zertheilte und jeder Empfindung sich bemeisterte. Nur wenn er, zu ihren Füßen sitzend, von der Tiefe und Innigkeit seiner Liebe zu ihr sprach, und den reichen, schönen Inhalt seines Gemüths vor ihr ausbreitete, dann sahen ihn die dunklen Augen oft so eigen an; ihm schien es, die Geliebte verstehe ihn nicht, und seine glühenden Gefühle fänden keine Heimath in ihrer Seele und keinen Widerhall in ihrem Herzen. Dann schreckte er oft schaudernd zusammen, und es war ihm, als sei der blühende Körper, den er, geschmückt mit allen Rei-

zen, an seine pochende Brust drückte, innen kalt, todt und ohne Seele, und das Feuer der schwarzen Augen werde nur durch das Blut seines Herzens und die Flamme seines Lebens genährt.

Die schöne Waldfrau aber ließ solchem trüben Sinnen nicht lange Raum, und immer neue Feste und Zerstreuungen wußte sie zu erdenken, die ihn betäubten und nicht zum Bewußtsein kommen ließen.

Als der Ritter aber nicht mehr vermochte, die Veränderung seines Zustandes zu verbergen, da suchte er die quälenden Vorwürfe über die Erkaltung seiner Liebe damit abzuweisen, daß er vorgab, er sehne sich nach den Bergen seiner Heimath, es sei ihm fremd hier in dem flachen, gleichförmigen Lande, und so schön der dunkle Wald hier wäre, so sei er doch auch endlos und ohne Wechsel.

Da führte ihn am andern Morgen die seltsame Geliebte auf den Söller des Schlosses, und er sah Alles rings umher verändert; statt des flachen Strandes erhoben sich rundliche Hügel und schön geformte Bergkuppen längs den Ufern, fielen hier steil zu dem Wasser hinab, zogen sich dort weit zu-

rück und ließen Raum für Buchten und Wiesen, welche sich weit hin in die lieblichen Thäler zogen, und durch welche unter grünem Farrenkraut helle Wasser plätschernd dem Spiegel des Sees zueilten; statt des finstern Kiefernwaldes waren Hügel und Thäler mit Gruppen von mannichfachem Laubholze bewachsen; schlanke Birken und hohe, bemooste Eichen mischten sich zum Hain über glatten, blumigen Rasen, und duftige Erlen und schwankende Weiden begleiteten die Ufer der Gewässer.

Die Waldfrau hatte mit mächtigem Zauber die ganze Gegend verwandelt, über welche sich durch ihre Macht ein immer heiterer, sonniger Himmel wölbte. Wohl kannte sie die geheimen Mittel, welche mit gewaltiger Kraft der Natur und ihren Erscheinungen gebieten — aber das Herz des Menschen kannte sie nicht.

Kaum war der Ritter hinaus getreten in die schöne Natur, so wachte die Erinnerung an das Land seiner Jugend, die Burg seiner Väter, die Gespielen seiner Kindheit mächtig in ihm auf, und sein Herz wurde erfüllt von heißer Sehnsucht nach den Menschen, nach ihrem Leben und Treiben, Leiden und Freuden. Wie ein Schleier sank der

Zauber von seinen Augen, und fremd und unheimlich war ihm der Blick aus den dunklen Augen der schönen Frau, die an seiner Seite über den Eindruck staunte, den ihr Werk auf ihn machte. Er konnte den Druck ihrer Hand nicht erwiedern, und wandte sich scheu ab, als sie ihn an sich ziehen wollte.

Wohl versuchte es die Waldfrau mit aller ihrer Kunst ihn von Neuem in Liebeslust zu entflammen; als sie jedoch sah, daß er für sie verloren war, da stand sie einen Augenblick sinnend vor ihm, und in ihren Augen drohte es wie Rache; dann aber schüttelte sie das dunkellockige Haupt, warf einen Mistelzweig in die Luft, und verschwunden war das Waldschloß; der Ritter stand allein in der einsamen Gegend, über welche ein feuchter Herbstwind die welken Blätter der Bäume kräuselnd dahin trieb.

Der Ritter ist dann zu seiner Burg in Franken gezogen, auf der er lange Zeit einsam gelebt; dann hat er ein holdes, sittsames Weib heimgeführt, und muntere Kinder haben ihn umspielt; doch hat man ihn oft einsam sitzen sehen in den Bergwäldern, den leuchtenden Blick in sich versenkt,

mit schmerzlichem Lächeln, wie sinnend und träumend und ferner Tage gedenkend. Sein Antlitz aber ist marmorbleich, doch ohne alle Spuren des Alters geblieben, bis zu seinem Tode.

Die waldigen Höhen und grünen Wiesen bei Ferch sind auch geblieben; noch plätschern die Wasser unter den Erlen durch das Farrenkraut, Gruppen von uralten Eichen und mannichfachem Laubholz ziehen sich in die freundlichen Thäler und folgen den schön gebogenen Ufern bis Petzow hin, und längs dem Abhang des Hügels, worauf das Waldschloß stand, sehen jetzt die rebenbekränzten, weißen Häuser des Dorfes unter blühenden Obstbäumen und schattigen Linden hervor.

Die Glockentaufe.

Zu der Zeit, als Kaiser Karl im Namen seines Sohnes Siegmund über Brandenburg herrschte, war es Sitte geworden, die Glocken der Kirchen zu taufen, und die Geistlichkeit benutzte diese Feste, sowohl um ihre geistliche Heerde zu erbauen und im Glauben zu stärken, als auch um reichliche Pathengeschenke zu erhalten.

Der Pfarrer der St. Katharinen-Kirche zu Potsdam, welche damals an der Stelle der jetzigen Nikolai-Kirche stand, hatte für den ersten Pfingsttag die Taufe seiner Glocke angesetzt, und weit umher Boten ausgesendet, um Ritter und Herren zu Taufpathen und Zeugen dieser feierlichen Handlung einzuladen. Zu den ersten gehörte der Landeshauptmann Reinhard zu Streelen, der Bischof von Brandenburg, der Probst Ortwin von Berlin, Ritter Busso von Putlitz, Johann von Quitzow, Lippold von Bredow und der

Burgemeister Ricke von Potsdam. Zur Vigilie, wie damals der heilige Abend genannt wurde, langten die Geladenen schon an, und die Herberge des kleinen Ortes konnte kaum die Gäste aufnehmen, obgleich viele in der Burg und bei befreundeten Rathsmännern freundliches Unterkommen fanden.

In allen Straßen regte es sich geschäftig, überall schmückte man die Häuser innen und außen zum morgenden Doppelfeste aus. Die jungen Burschen zogen durch die Thore mit mächtigen Birkenzweigen ein, und auf der Havel bewegten sich leichte Kähne, in welchen die Mädchen ganze Ladungen von Kalmus der Stadt zuführten. In allen Häusern wurde geschlachtet und gebacken, auch die ärmste Hausfrau schaffte Rath zu einer mächtigen Pfingstprezel oder Kringel.

Mit Sonnenuntergang wurde das Fest eingeläutet, dann fingen alle Kirchglocken in der Nähe an zu beiern, welches von der Schuljugend die ganze Nacht bis zum Sonnenaufgang geschah, wozu sich die Knaben eigene Tacte eingeübt hatten, indem sie mit dem Klöppel abwechselnd bald an die eine, bald an die andere Glocke schlugen.

Am nächsten Morgen glichen die Straßen duftenden Laubgängen, alle Thüren und Fenster, wie die hohen, spitzen Giebel waren mit jungen Maien geschmückt, und über den frisch gescheuerten Fußboden von der Hausflur bis in die abgelegene Mädchenkammer war weißer Sand und klein geschnittenes Kalsmusschilf gestreut, das mit seinem kräftigen Geruche das ganze Gebäude erfüllte.

Auch das Innere der Kirche war mit Birkenzweigen, Blumengewinden von Säule zu Säule und wohl geordneten Sträußern auf den Altären geziert, auch die Gänge mit zerschnittenem Kalmus bestreut, und als es zur Messe läutete, ging Jung und Alt mit Sträußern von würzigen Kräutern nach dem Gotteshause, wo den Pathen und Zeugen die ersten Plätze eingeräumt waren. Durch die schmalen, bunten Fenster fielen die hellen Strahlen der Morgensonne in den grün geschmückten Raum, durch welchen die weißen Wölkchen des Weihrauchs sich kräuselnd zogen und sich mit dem Duft der Maien, Blüthensträußer und dem durchdringenden Geruch des Kalmus mischten. Alle Herzen waren zur Andacht gestimmt, und während der Priester die geheimnißvolle heilige Messe las, und die hellen Glöckchen der Chorknaben ertönten, dankten

gar Viele der Jungfrau Maria oder ihrem Schutzheiligen, daß sie mit den Ihren wieder das schöne Pfingfest erlebt hatten, und sich des Frühlingshimmels wieder freuen konnten, der so hell und blau durch alle Fenster herein schaute.

Nach Beendigung der Messe begann das Fest der Glockentaufe. Zuerst machte der Pfarrer von der Kanzel herab auf die Bedeutung desselben aufmerksam, lehrte, wie es ein Gott gar wohlgefälliges Thun sei, das Werkzeug zu taufen, welches die Gläubigen zu seinem Tempel ruft; dessen Geläut das Kind zur Taufe, das Brautpaar zum Altar und den Hingeschiedenen zu Grabe geleitet; wie so geweihte Glocken durch ihren Ton weit eher die Andacht erwecken, die Gewitter unschädlich machen, den Feuersbrünsten Einhalt thun, und den Teufel und alle Gespenster vertreiben könnten. Dann ordnete sich die Gemeinde und die Gäste zu einer Procession und zog mit Fahnen, Lichtern und Gesang dreimal um die Kirche.

Nach dem dritten Male machte der Pfarrer unter dem gewölbten Eingange halt, ließ das Crucifix und einen Weihkessel vor sich hinstellen und weihte das Salz zum heiligen Gebrauche ein, in=

dem er die zu diesem Zweck von der Kirche verordneten Beschwörungen und Segnungen über dasselbe aussprach. Dann sprengte er das geweihte Salz kreuzweis in das Weihwasser und betete: „Diese Vermischung des Salzes und des Wassers werde ein heilsames Sacrament im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes," und schlug dreimal über dasselbe das Kreuz.

Hierauf stieg der Pfarrer, dem ein Chorknabe das Weihwasser vortrug, auf den Thurm, und der Sacristan führte die Pathen zu dem Glockenstrange, an welchen sie sich ihrem Range nach anreihten. In der Glockenstube des Thurms waren die Laden aus den Schalllöchern genommen, und man sah den Pfarrer mit seinen Gehülfen beschäftigt, die Glocke „zu baden," das heißt, er wusch sie mit dem Salzwasser und trocknete sie sauber mit einem neuen leinenen Tuche ab. Dann tauchte er die Finger in eine Flasche mit geweihtem Oel und beschrieb mit demselben inwendig in der Glocke vier Kreuze, und mit Oel aus einer anderen Flasche auswendig um die Glocke herum sieben Kreuze, wobei er den Namen der Glocke aussprach. Nachdem dann die Chorknaben dieselbe mit Weihrauch, Thymian und anderen wohlriechenden Gewürzen be-

räuchert, stieg der Pfarrer wieder herab und beschloß vor dem Crucifix die Handlung mit einem Gebet. Hier war aber unterdeß statt des Weihbeckens ein anderes hingestellt worden, um die Pathengelder und die Opfer der Gemeinde für den Pfarrer aufzunehmen, der sich einer reichlichen Erndte zu erfreuen hatte.

Durch Reinhard von Streelen waren die fremden geistlichen und edlen Herren zu einem Festmahl auf dem Stadthause eingeladen, wo Burgemeister und Rathmänner sich bestrebten, nach Kräften als gute und gastfreie Wirthe zu erscheinen. Während aber ein Theil der Gemeinde den fremden stattlich geschmückten Herrschaften folgte, hatte sich ein anderer, der aus den älteren Bürgern und Dienstleuten bestand, in dem weiten Flursaale der Herberge versammelt, wo der kleine Glöckner mit dem von Altersfalten gefurchten Gesichte und dem kahlen, nur noch mit wenigen weißen Haaren bedecktem Schädel von Allen über die heute seiner Glocke wiederfahrene Ehre angesprochen und beglückwünscht wurde.

Der Glöckner aber schien nicht ganz zufrieden, und meinte, der Pfarrer habe in seiner Predigt

heut das Wichtigste vergessen, woran er denselben gewiß erinnert haben würde, wenn er irgend geglaubt hätte, daß dies nöthig sein könnte. Als man nun von allen Seiten in ihn drang zu sagen, was er damit meine, erzählte er den horchenden Gästen:

„Unsere St. Katharine hat nicht immer eine so schöne, wohlklingende Glocke gehabt, als die, welche wir heute getauft haben, und die Gemeinde unserer lieben Stadt war lange Zeit nicht wohlhabend genug, der Kirche eine Stimme zu geben, die weit hin über Berg und Thal schalle. Als aber von Magdeburg her ein Meister, der den Guß verstand, in die Stadt gekommen war, forderte der Pfarrer in eindringender Rede von der Kanzel herab seine Beichtkinder auf, was sie an Metall irgend entbehrliches hätten, herbei zu bringen und es ihrem Gotteshause zu einer Glocke zu verehren; verkündete auch reichlichen Ablaß, je nach der Größe der Gabe. Da ist denn ein schöner Haufen von allerlei Metall vor dem Altare niedergelegt worden, Leuchter, Kessel, Schüsseln und Becken; ja selbst silberne Gefäße und Schmuck schenkten die Reichen, und mancher Arme opferte die einzige Schaale. Der Rath aber bewilligte aus der Stadtkasse so viel Schock böhmische Groschen,

als der Meister für den Guß der Glocke forderte. Dieser sonderte darauf das Metall und formte eine Glocke von Lehm genau im Verhältnisse zu der Masse desselben, baute einen Gußofen und senkte vor demselben die Form in die Erde.

Als aber das Metall in dem Ofen in Fluß kam, und die weiße, helle Gluth über dem kochenden Erz hin und her wogte, warfen immer noch Einzelne ihre Gabe in die Masse, wenn schon es der Meister nicht zugeben wollte. Da trat auch eine alte Frau zu dem Ofen, seit langer Zeit bekannt in der Gegend und wohl bewandert in manchem geheimen Wissen; die war von allen Leuten gern gesehen, obgleich sie keiner Familie angehörte, denn sie kannte gar viele heilsame Mittel und Besprechungen, so wie die Weise der Thiere und die wunderbaren Kräfte der Kräuter und Wurzeln. Die Alte aber zog unter ihrem grauen Gewande ein widerliches Knäul von Schlangen hervor, Ottern und Nattern von jeder Art ein Paar, die warf sie mitten in die Gluth, aus welcher sich alsbald ein dicker, stinkender Qualm erhob. Das verdroß den Meister so sehr, daß er die Alte niederschlagen wollte mit der Schürstange, aber das Volk nahm sich ihrer an.

Die Glocke ist demnach, wie ihr wißt, wohl gerathen, und hat einen vollen, hellen Klang; als sie aber zum ersten Male geläutet wurde, da haben sich alle Schlangen, deren es früher so viele und böse in unseren Brüchern gab, weg gezogen aus der Gegend, so weit als der Ton der Glocke zu vernehmen war, und nur selten ist eine gesehen worden, scheu dahin schlüpfend durch das Gras, und sich eilig verbergend unter Laub und Moos."

Die Quelle in Templin.

In dem Dorfe Kaput lebte einmal ein kleines, hübsches, braungelocktes Mädchen, das hieß Else. Einst im Sommer war sie mit ihrer Mutter zum Wochenmarkte nach der Stadt gegangen; weil sie aber nach Allem schaute und nach Allem fragte, auch die Mutter immer nach ihr sehen und suchen mußte, so hieß ihr diese voran gehen und draußen vor dem Teltower Thore zu warten, bis die Mutter ihre Geschäfte besorgt haben und nachkommen würde. Else'n war das gar nicht recht; sie hätte sich gern noch die bunten Bilder und Spielsachen in den Buden länger angesehen, doch ging sie und machte nur ein Schmollmäulchen.

Als sie aber hinaus auf die Wiese kam, da war der Markt mit seinen glänzenden Sachen bald vergessen; überall gab es Blumen zu pflücken, und Else flocht gar gern Kränze, und verstand sich wohl darauf, die Blumen und Gräser zu wählen und zu ordnen. So, bald sich bückend und sammelnd,

bald sich in den Schatten setzend und windend, bald mit dem fertigen Kranze singend dahin hüpfend, bis sie ihn an den Zweigen da aufhing, wo sie neue Blumen sah, war sie, ohne daran zu denken, schon weit auf dem Wege nach Hause gekommen, als die Zeit anfing, ihr lang zu werden, und sie mit Ungeduld das Nachkommen der Mutter erwartete.

In der Heide war es glühend heiß. Kein Lüftchen regte die Spitzen der hohen Kiefern. Die Sonne stand hoch im Mittage, und ihre Strahlen trafen den mit Nadeln bedeckten Boden, von welchem ein harziger, beängstigender Duft sich unter den schattenlosen Zweigen verbreitete. Es war so still, daß man das Arbeiten des Borkenkäfers und das Nagen der Kieferraupe hören konnte.

Else war sehr durstig und sehr ungeduldig, und je ungeduldiger sie wurde, je mehr wünschte sie zu trinken. Da fiel ihr die klare, kühle Quelle ein, welche unter den dichten, schattigen Bäumen an der Templiner Wiese rieselt. Eilig sprang sie auf, lief den schmalen Pfad entlang, daß ihr die dicken Schweißtropfen über die rothen Backen rannen, dann den Berg hinunter bis zum Quell.

Hier kniete eine alte Frau auf den Steinen und schöpfte mit einem kleinen Maß das Wasser in ein größeres Gefäß, wobei ihr das Bücken in die Tiefe sehr schwer zu fallen schien. Else'n klebte die Zunge am Gaumen, doch nahm sie erst das kleine Mäßchen und füllte den Krug der alten, grauen Frau, dann trank sie in langen Zügen. Die Alte aber nahm aus der Quelle drei grüne Wasserlinsen und gab sie Else'n, indem sie ihr freundlich zulächelte und sie ermahnte, die grünen Linsen wohl zu verwahren, bis sie einst größer würde; — denn wenn sie eine derselben ins Wasser würfe und dabei einen Wunsch spräche, so würde derselbe erfüllt werden.

Else war noch nicht hundert Schritt weiter gegangen, so hatte sie die Wasserlinsen und die graue Alte fast vergessen, war aber durstiger als vorher. Sie kehrte deshalb wieder um zum Quell, wo sie die Alte nicht mehr fand, und mit ihrer kleinen, weißen Hand das Wasser zum Trinken schöpfte. So brachte sie aber nicht viel zum Munde, und vergeblich sah sie sich nach einem Gefäße um. Da fiel ihr das kleine Maß der Alten und deren sonderbares Geschenk ein. Schnell warf sie eine der grünen Linsen in die Quelle, und wünschte sich das Maß, welches sogleich auf dem Wasser schwamm.

Als sie getrunken hatte, sah sie, daß ihr schöner Kranz von Wiesenblumen ganz verwelkt war. Da warf sie die andere Linse ins Wasser, und wünschte, er möge wieder frisch sein. Dabei fiel ihr aber der Kranz aus der Hand in die Quelle, und als sie ihn hervorhob, da waren alle Blüthen wieder frisch. Else besann sich einen Augenblick, dann warf sie die dritte der grünen Linsen in's Wasser und wünschte, ihre Mutter möge doch endlich kommen und nicht böse auf sie sein, daß sie nicht am Thore gewartet habe. Die Mutter aber kam schon den Berg herunter und freute sich, das Kind wieder zu sehen, um welches sie sich sehr geängstigt hatte.

Else war zwölf Jahr alt, und recht groß und hübsch geworden, als sie an einem schönen Abende aus der Stadt allein nach Hause kam und am Quell zu Templin die graue Alte wieder sitzen fand, an die sie nie wieder gedacht hatte. Das Mütterchen rief sie zu sich und sprach mancherlei mit ihr. Else mußte ihr von allem erzählen, was sie betraf, und als sie nichts mehr wußte, ermahnte die Alte sie, recht fromm und fleißig zu sein, und schenkte ihr drei Fischschuppen, die solle sie wohl verwahren, bis sie größer sei; — denn wenn sie eine derselben ins Wasser würfe und da=

bei einen Wunsch spräche, so würde derselbe erfüllt werden.

Else band die glänzenden Schuppen sorgfältig in den Zipfel ihres Tuches, ging sinnend weiter und überlegte, was sie sich wünschen wolle in der Zukunft. Als sie aus dem Walde kam vor Kaput, da wo die tiefe, lockere Sandschelle ist, sah sie den alten Job, der quälte sich, einen schweren Karren mit Gänsen durch den Sand zu schieben. Schnell sprang sie hinzu, und zog an dem Karren aus Leibeskräften. Job war aber zu schwach und der Sand zu tief; trotz aller Mühe kamen sie wenig weiter. Else schritt rasch hinab an die Havel, nahm eine Schuppe aus dem Knoten, wünschte, der Karren möge leichter werden, und warf sie ins Wasser. Da hörte sie den Job gar ängstlich hinter sich schreien, der Karren war umgefallen, und die Gänse liefen, lustig mit den Flügeln schlagend, schnatternd nach allen Seiten davon. Darüber war sie sehr erschrokken, warf schnell die zweite Schuppe ins Wasser, und wünschte, der alte Job möge seine Gänse wieder bekommen. Diese liefen aber flatternd auf der Sandschelle umher, dann sammelten sie sich da, wo der Weg wieder gut und fest wurde, und als Job mit dem leeren Karren bis dahin gekom-

men war, ließen sie sich willig greifen und wieder fest machen.

Else sah das kopfschüttelnd mit an, legte die dritte Schuppe bedächtig in den Zipfel ihres Tuches, und knüpfte sie mit doppeltem Knoten fest. Zu Hause aber legte sie dieselbe in eine kleine Kapsel, und trug diese beständig an einer Schnur um den Hals. Manche Stunde lang bei Tage und Nacht sann sie darüber nach, was sie sich dereinst Schönes und Prächtiges wünschen sollte.

Else wurde immer größer und schöner, und als sie achtzehn Jahr alt war, galt sie für das hübscheste Mädchen im Dorfe, das alle jungen Burschen gern sahen. Else aber sah nur den blonden Fischer, ihren Nachbar, gern, und wann sie an die Fischschuppe und ihre Wünsche dachte, fiel ihr auch zu jeder Zeit der schmucke Konrad ein. Saß dieser aber am Abende vor der Thür des reichen Schulzen mit seiner Tochter, der hübschen Röse, oder plauderte er mit ihr am Zaune, dann mochte sie gar nichts denken.

Eines Sonntags zur Kirchweihe waren alle jungen Leute zum Tanze im Kruge versammelt;

vor allen Mädchen war Röse am schönsten geputzt. Als Else sie so erblickte, schlug ihr das Herz höher, und sie hätte, wer weiß wie viel, darum gegeben, würde Konrad, wenn er käme, nicht mit Schulzens Röse tanzen. Mit jedem Augenblicke wurde ihr dieser Gedanke bitterer, ihre Brust preßte sich zusammen, und als die Musik begann, konnte sie es nicht mehr ertragen; sie eilte hinaus, warf die Schuppe ins Wasser, und sprach den Wunsch ihres Herzens aus: Konrad solle heute nicht mit der schönen Röse tanzen.

Konrad aber kam den Abend gar nicht zum Tanze in die Schenke. Vergeblich waren Elsens Augen fest auf die Thür gewendet, und erst spät hörte sie erzählen: Konrad sei mit einer Kahnladung Fische vor zwei Tagen nach Berlin gefahren und, gegen sein Versprechen, heute nicht zurück gekommen.

Da erfaßte namenlose Angst das arme Mädchen; sie glaubte den Geliebten verunglückt; todt durch ihre Schuld, todt durch die geheimnißvolle Erfüllung ihres eifersüchtigen Wunsches. Schlaflos durchweinte sie die Nacht, bei jedem Geräusch aufschreckend und hinaushorchend nach dem Nachbar-

hause. Kaum dämmerte der Morgen, so war sie schon am Strande, aber Konrad's Kahn lag nicht auf der bekannten Stelle. Die Hände fest auf das pochende Herz gepreßt, ging Else, den Blick unverwandt auf das Wasser gerichtet, am Ufer der Havel hinauf. Am Quell zu Templin aber fand sie die graue Alte sitzen. Mit der hat sie in ihrer Herzensangst gar mancherlei gesprochen, und auch die Alte hat ihr mancherlei gesagt. Davon aber hat die Else nie erzählt. Als sie jedoch mit heiterem Gesichte wieder zurück nach Hause ging, war wieder ein doppelt geschürzter Knoten in ihrem Tuche — und im Jahr darauf war sie Konrad's Frau.

Wenn die glückliche Fischerfrau späterhin aus Liebesnoth siechblasse Mädchen sah, dann rieth sie ihnen, früh Morgens und Abends aus der Quelle in Templin zu trinken, auch sich nicht zu scheuen vor der grauen Alten, die sie vielleicht dort treffen würden, und die gar heilsamen Rath wisse für mancherlei Schmerzen. Das haben denn Viele versucht, und bald sind die Wangen wieder roth und die Augen wieder hell und freundlich geworden.

Der faule See.

Durch eine Bulle Pabst Innocenz VIII. war der Herenproceß förmlich in Deutschland eingeführt, und alle Obrigkeiten, besonders die Geistlichkeit angewiesen worden, jeden der Hererei verdächtigen, das heißt jeden, der beschuldigt wird, durch Hülfe des Teufels oder böser Geister Zauberei zu treiben, als dem schwärzesten Verbrechen, den Proceß zu machen, und nach erfolgter Überweisung gleich einem Ketzer durch den Scheiterhaufen zu bestrafen. Unzählige Unglückliche sind in allen Ländern das Opfer dieses Wahnes geworden, und weder durch die Wiederherstellung der Wissenschaften im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, noch durch die Reformation verschwand der Glaube an Hererei und den Einfluß der bösen Geister auf die Natur und den Menschen, und dauerte unter den Protestanten, wie unter den Katholiken fort; ja selbst im achtzehnten Jahrhundert sind noch Menschen wegen Hererei hingerichtet worden.

Als die Gottesgerichte bei der Untersuchung anderer Verbrechen schon fast überall abgekommen

waren, blieb doch die Wasserprobe bei vermeintlicher Hexerei noch fortwährend im Gebrauch. Man legte die Angeklagten gebunden auf das Wasser, und wenn sie auf demselben eine Zeitlang schwammen, ohne unter zu sinken, so wurden sie für überführt erklärt und zum Feuertode verdammt. Zuweilen bediente man sich auch der Hexenwage, durch welche das Verbrechen bewiesen wurde, wenn die Gewogenen, nach der Meinung der Richter, nicht schwer genug wogen. In Potsdam benutzte man zu solchem Hexenbade, wie dies Verfahren genannt wurde, den faulen See.

Dieses tiefe, trübe Wasser, umgeben von einer morastigen Bruchwiese, lag außerhalb der alten Stadt in der Mitte des jetzigen Wilhelmsplatzes; später wurde es durch einen Canal, der in ähnlicher Richtung, wie der jetzt die Stadt durchfließende, geführt war, mit der Havel verbunden; dann, als sich Potsdam unter Friedrich Wilhelm I. bis an das Bassin erweiterte, ließ der König den faulen, die Luft verpestenden Sumpf ausfüllen und seine jetzige Gestalt geben. Diese Arbeit hat viele Zeit und viel Geld gekostet; der Morast schien unergründlich; oft versank in einer Nacht, was an Steinen und Erde während Monaten auf-

geschüttet war, und um die Häuser umher aufführen zu können, mußte ein ganzer Wald von Bäumen, zwei und drei Reihen über einander, in den Boden gerammt werden, und doch war man oft gezwungen, sie wieder einzureißen, um den Grund von neuem fest zu machen. Ohne alle Vorzeichen sank bald hier, bald da eine scheinbar feste Stelle unter, und selbst der König wäre einmal, als er die Anlagen besichtigte, fast das Opfer eines solchen plötzlichen Ereignisses geworden, wenn ihn nicht die Stärke seines Pferdes gerettet hätte. Ja noch jetzt senkt sich an manchen Stellen die Fläche des Platzes, der fast alljährlich neu geebnet werden muß.

Durch diese Eigenschaft des Bodens soll einmal gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, wie durch ein Gottesgericht, die Unschuld einer Angeklagten bestätigt, der falsche Kläger aber selbst gerichtet sein.

Es trieben sich zu der Zeit in der Mark viele Crucesignaten umher, d. h. Menschen, welche sich ein rothes Kreuz auf die Schulter geheftet hatten, als ein Zeichen, daß sie gelobt, gegen die Heiden zu fechten. Unter diesen war viel böses

Gesindel, und da die Geistlichkeit, welche sich über sie die Gerichtsbarkeit anmaßte, sich ihrer, so viel immer thunlich, annahm, so wurde von ihnen manche freche That, und Betrug aller Art verübt.

Ein solcher Crucesignate hatte eine alte Frau in Potsdam, von der er wußte, daß sie etwas Geld erspart, beredet, dieses durch ihn ihrem Sohne zu schicken, der als Lanzenknecht mit einem havelländischen Ritter nach Preußen zu den Kreuzherren gezogen war. Der Frau aber war der Mensch verdächtig geworden, und sie wollte ihm das Geld nicht anvertrauen, wobei es zu bösen Reden kam. Das verdroß den Schelm, er klagte die arme Frau der Hexerei an und sagte gegen sie aus, daß sie ihn habe fest machen wollen gegen alle Verwundung, wenn er ihr ein dreijähriges Kind bringen würde, dessen Zunge, Herz und Finger sie zu ihrem Zauber gebrauche. Da die arme Frau diese schändliche Anklage nicht eingestand, ward sie zur Wasserprobe geführt, und langte, von den Henkern geschleppt, fast bewußtlos auf der Wiese am faulen See an.

Hier vermahnte sie der Geistliche noch einmal, ihre Sünde zu gestehen, und der Henker,

welcher unweit der jetzigen Scharfrichterei — wo auch die Sackbrücke in die Havel führte, von welcher bis zum Jahre 1740 die Kindesmörderinnen, in einen Sack gesteckt, eine Stunde lang ins Wasser getaucht wurden — schon den Holzstoß zu ihrer Hinrichtung bereitet hatte, schnürte ihr die Hände und die Kleider fest zusammen. Dann forderte der Priester den Crucesignaten auf, seine Anklage noch einmal laut zu wiederholen, und dieser, der sich auf eine etwas erhöhte Stelle am Rande des Sees begeben, begann dieselbe mit lauter, widerlich heiserer Stimme.

Kaum aber hatte er sie vollendet, und Gott zum Rächer aufgerufen, wenn er nicht die Wahrheit spräche, da sank die Stelle, worauf er stand ein und der schwarze Moorschlamm zog sich über ihn zusammen. Die Menge schrie alsbald Wunder, und der Priester führte die halbtodte Frau, durch ein unmittelbares Gottesurtheil frei gesprochen, im feierlichen Zuge zur Kirche.

Das Volk aber freute sich sehr, denn jeder hatte die Angeklagte von je her als eine gute, fromme und stille Frau gekannt.

Die elf Berge bei Potsdam.

In die Burg zu Potsdam — die von der Havel und einem breiten Graben umschlossen an der Stelle der jetzigen Heiligengeist-Kirche lag — waren einmal zur Feier des Osterfestes viele edle Gäste gekommen, darunter elf junge Ritter aus dem Teltow, der Zauche und dem Havellande, welche Alle um die Hand des schönen Burgfräuleins warben. Nachdem das Fest am Gründonnerstag, stillen Freitag und Judas-Samstag durch Rumpelmetten und Processionen vorbereitet, und Ostereier, Mohnstriezeln, Mohnpielen und Mohnfladen am heiligen Abend verzehrt waren, hatte sich die ganze Gesellschaft am Ostermorgen auf die Zinnen des Schlosses begeben, um die Sonne bei ihrem Aufgange tanzen zu sehen.

Die ganze Nacht war es unruhig in der Stadt und im Schlosse, die Frauenzimmer machten sich vor Sonnenaufgang heimlich und stillschweigend bereit, das Osterwasser zu schöpfen, das, der Sage nach, nie verdirbt, auch den, der sich damit wäscht, hübsch

macht, eine blühende Farbe gibt und alle Sommersprossen, Leberflecke und Mahle vertreibt. Die jungen Leute aber hatten sich große Ruthen von Birkenzweigen, die schon anfingen zu grünen, gebunden und stäupten damit die Frauen, wenn es ihnen gelang, in ihre Kammern zu dringen, wobei es oft roh und unsäuberlich zuging. Vorzüglich aber waren die lustigen Gesellen darauf bedacht, die Mädchen, welche Osterwasser geholt, zum Sprechen zu bringen, und ihnen dieses dadurch zu verderben. Späße jeder Art wandten sie an, um ihren Zweck zu erreichen, suchten die Mädchen zum Lachen oder zum Zorn zu reizen, sagten ihnen die ärgsten Dinge, während diese, ernst und schweigend, die Krüge nach Hause zu bringen suchten, was oft zu gar komischen Scenen Veranlassung gab, an welchen sich auch die Herrschaften ergötzten.

Es war ein schöner, stiller Frühlingsmorgen, wie man sich ihrer so oft im März an den Ufern der Havel erfreuen kann; ein weißer, durchsichtiger Nebelschleier lag über der Ferne, und zog sich dichter auf dem blauen Strome und den grünen Nuthewiesen zusammen, längs deren Ufern sich ein dichtes Elsenbruch, untermischt mit hohen, zackigen Eichen, bis nahe an ihre Mündung in die Havel

hinzog. Zwischen diesen Zweigen röthete sich der Horizont zuerst, und über die Nebelschicht in der Niederung breitete sich der goldene, purpurne Glanz an dem Morgenhimmel aus und erfüllte schnell den ganzen Raum vom Babels= bis zum Brauhausberge. Dann hob sich der Sonnenball in dunkelrother Gluth und länglich runder Gestalt schwankend aus dem Nebel der Wiesen, und als der Geistliche rief: „die Sonne tanzt,“ hatten Alle das glänzende Tagesgestirn hüpfen gesehen.

Die Gesellschaft auf dem Schlosse war durch den schönen Morgen in eine ernst heitere Stimmung versetzt worden, und die Ritter aus dem Teltow, der Zauche und dem Havellande sagten dem Burgfräulein viel von ihrer heißen Liebe, und wie sie die Sonne ihres Lebens wäre. Die Jungfrau aber war gar ruhigen Sinnes und konnte sich nicht entscheiden, denn ihr Herz sprach für keinen der Freier. Als aber der Vater in sie drang, und die Tanten und Verwandten zuredeten, sie möge wählen und ihre Hand einem der edlen Ritter reichen, da sagte sie: jeder der Freier solle morgen, am zweiten Festtage, auf den Berg bei Potsdam reiten, von welchem er die Aussicht am schönsten finde; sie wolle auch beim Aufgang der Sonne auf dem an=

langen, den sie für den schönsten Punkt halte, und der Ritter, den sie dort träfe, der solle ihr Verlobter sein. Anfangs galt diese Rede für Scherz; aber das Fräulein bestand auf ihrem Sinne, und der Vater gab seine Zustimmung, was auch die Tanten dagegen einzuwenden haben mochten. Die Ritter lachten und waren es gern zufrieden — Einer nur ging still und mit traurigem Blicke hinweg.

Den Tag hindurch ist nun viel über die Sache hin und her gesprochen worden. Einige der Freier vertrauten auf ihren Geschmack und ihr Glück, andere suchten durch Freundinnen und Dienerinnen ihre Wahl zu bestimmen, und einige versuchten, das Fräulein selbst zu irgend einer bestimmenden Andeutung zu verleiten. Diese aber wurde immer ernster und nachdenkender, je näher der Abend kam, und als sie sich eingeschlossen in ihr Schlafgemach, da hat sie viel geweint und die Jungfrau Maria gebeten, sie möge ihr helfen bei der wichtigen Angelegenheit, die sie so leichtfertig dem Zufall überlassen.

Als sie endlich spät eingeschlafen, sind ihr viele wirre Träume gekommen, und in einem derselben sah sie wieder die Sonne aufgehen, wie am Mor-

gen, und da sie in die glänzende Scheibe blickte, war es das Gesicht des Ritters, der still und traurig hinweg gegangen war; jetzt aber sahen sie seine glänzenden Augen so liebevoll an, daß das Blut in ihrem Herzen zu stocken schien, und als die Morgenröthe zerflossen war, hatte diese sich in eine goldene Blumenkette verwandelt, welche ihr Herz an die Sonne fesselte, und es immer näher zu derselben hinzog, bis es versank in die Gluthen des Glücks und der Liebe.

Die Freier aber waren schon lange vor Tagesanbruch hinaus geritten, jeder auf die Kuppe des Berges, wo er das Fräulein erwarten zu können hoffte. Jeder hatte sich für einen anderen Punkt entschieden; diese waren:

der Heineberg bei Baumgartenbrück,
der Krähenberg bei Caput,
der Telegraphenberg,
der Ravensberg,
der Babelsberg,
der Klein-Glienicker Berg bei der Sandgrube,
der Schäferberg bei Klein-Glienicke,
der Pfingstberg,
der Berg bei Sanssouci und
der Panberg bei Bornim.

Hier harrten die Ritter, ungeduldig ihre Rosse tummelnd, der Sonne und des Fräuleins. Diese aber schreckte erst auf aus ihren Träumen, als schon das Grau der Dämmerung sich mit leichtem Roth vermischte. Eilig bestieg sie ihren Zelter, aber kaum war noch irgend eine der Höhen vor Sonnenaufgang zu erreichen. Hierdurch bestimmt, setzte sie mit der Fähre über und eilte dem Brauhausberge zu, der vor allem ihr Lieblingsplatz war. Schon zuckten die Strahlen der Sonne durch die Morgendämmerung, als sie die Kuppe erreichte.

Diese Stelle aber hatte der Ritter, den der Traum ihr gezeigt, erwählt, weil er von hier aus die Fenster der Geliebten im Schlosse sehen konnte; — und oft noch ist das glückliche Paar hinaus gewandert zu der schönen Stelle, wo die Sonne zuerst über ihrem Glücke aufging, und hat es sich gesagt, daß alles Große und Schöne dem Menschen nur wie sie aus dem reinen, blauen Liebesgrund aufgeht, und daß das Herz glücklich sein muß, sobald es wahrhaft liebt *).

*) Hierher ging auch, vor nun fast hundert Jahren, Ewald v. Kleist auf die „poetische Bilderjagd," wenn er an seinem „Frühling" dichtete.

Der Galgenberg bei Langerwisch.

Kurprinz Johann befand sich im Jahre 1477 in einer schlimmen Lage. Von der einen Seite wurden die Marken durch die Pommern bedrängt, die, trotz der Tapferkeit Werners von der Schulenburg, Gartz durch List eingenommen hatten; von der anderen Seite war Herzog Hans zu Sagan — wie er sich noch nannte, obgleich er es nicht mehr besaß — eingebrochen, welchem König Matthias das Herzogthum Glogau zugesagt. Schon hatte ihn der Adel, Glogau und viele andere Städte gehuldigt; Wendigo Gans, Bischof zu Havelberg, ein so guter Soldat, wie schlechter Bischof, war gefangen, und Johann selbst in Frankfurt belagert. Da kam im folgenden Jahre, auf das Dringen des Kurprinzen, sein Vater, Kurfürst Albrecht, wieder aus Franken in die Mark zurück und verglich sich mit Pommern wegen der Erbfolge. Herzog Hansens Ansprüche konnte er aber nicht befriedigen, doch traf er solche Anstalten, daß diesem

die Lust verging, von Schlesien aus wieder in die Mark einzudringen.

Herzog Hans verdroß das sehr. Er rüstete deshalb heimlich eine Schaar von 211 Lanzen und gab seinem Hauptmann Hans Kurt, einem Böhmen von Geburt, Befehl, sich mit derselben durch die Lausitz zu schleichen, in die Zauche zu fallen und dem Kurfürsten so viel Schaden, als möglich zu thun. Hans Kurt kam bis vor Beelitz, ehe noch eine Nachricht ins Land gelangt war, daß er im Anzuge sei.

In dem Walde vor der Stadt machte er Halt, und da am andern Morgen eben darin der St. Markus Markt gehalten wurde, so gelang es ihm durch etliche große Frachtwagen, auf welchen er Soldaten versteckt hatte, das Thor zu gewinnen und so sich zum Herrn der Stadt zu machen, in welcher er dann auf eine so grausame und schauderhafte Weise wüthete, daß es nicht nach zu erzählen ist.

Kaum hatte der Kurprinz diesen Überfall erfahren, so bot er schnell in der Umgegend alle streitbare Mannschaft auf und rückte von Briezen, Bran=

denburg und Potsdam aus so schnell vor Beelitz, daß Hans Kurt sich eingeschlossen fand, ehe er es sich versah. Der Prinz suchte die Stadt zu schonen, aber Kurt wollte von keiner Übergabe wissen, und drei Wochen widerstand er hartnäckig den Angriffen und Geschossen der Belagerer, während er fortfuhr, die schändlichsten und unerhörtesten Grausamkeiten an den armen Bürgern zu begehen. Am Donnerstage vor Pfingsten fing man jedoch an, ihn mit Feuer zu ängstigen, indem man rings an den Thoren, Mauern und Thürmen große Reisighaufen anzündete. Darüber gerieth aber die ganze Stadt in Brand, und innerhalb der Mauern wogte ein sich immer vergrößerndes Flammenmeer, welches alle Häuser sammt der Kirche verzehrte. Kurt konnte es mit den Seinen vor Hitze nicht mehr ertragen, deshalb versuchte er sich durchzuschlagen, wurde aber mit 140 Mann gefangen.

Kurprinz Johann schickte den grausamen Böhmen mit einem starken Geleit nach Berlin ab, doch unweit Langerwisch entsprang er und verbarg sich in dem tiefen Bruche zwischen Rehbrück und Rehfließ, das damals vor seiner Entwässerung fast undurchdringlich war. Es hat auch lange gewährt, ehe man ihn aufgefunden. Erst als man das

Bruch umstellt hatte und mit Hunden hineingedrungen war, wurde er, tief im Schilfmoor verborgen, entdeckt.

Zwischen Langerwisch und Bergholz erhebt sich ein hoher, spitzer Berg mit kahler, runder Kuppe, nur mit braunem Haidekraut und fahler Wolfsmilch spärlich bewachsen. Auf demselben ist der Hauptmann Kurt als ein Raubmörder in Ketten gehangen worden, und lange war dort sein von der Sonne gebleichtes Gebein ein Spiel der Winde und ein Schrecken der Wanderer, die hier bei nächtlicher Weile noch jetzt manch arger Spuk nekken soll.

Kohlhaasenbrück.

Unter den Räubern und Landesbeschädigern, welche im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts die Kurmark unsicher machten, wird in den alten Chroniken oft ein geborner Berliner, Kohlhaas, erwähnt, der früher ein rechtlicher und geachteter Roßkamm war; aus Rache aber und falschem Rechtsgefühl, weil er nicht Genugthuung wegen eines ihm von einem sächsischen Edelmanne zugefügten Schimpfs erhalten konnte, das Haupt einer gefürchteten Bande wurde. Zuerst sagte er dem Kurfürsten von Sachsen durch einen Fehdebrief förmlich ab, nahm einen Seidenkrämer aus Wittenberg, Georg Reiche, gefangen und hielt ihn in seinem Hause an der krummen Spree auf dem Köpenickschen Werder in Haft. Später verbrannte er sogar die Vorstädte von Wittenberg und machte sich so furchtbar, daß der Kurfürst von Sachsen zu Jüterbogk einen Tag ansetzte und seine Räthe dahin absandte, um sich mit Kohlhaas zu vertragen, der dort mit vierzig Bewaffneten erschien und den Vertrag schloß. Als jedoch die Sachsen nach Kohlhaas Ansicht dieses Übereinkom-

men nicht hielten, so entsagte er dem Kurfürsten aufs neue und that, obgleich selbst Doctor Luther, den Kohlhaas sehr verehrte, ihm abmahnend schrieb, sehr viel Schaden, plünderte viele Dörfer an der Grenze und verbrannte das Städtchen Zahna im Kurkreise. Der Kurfürst Joachim von Brandenburg und der Erzbischof von Magdeburg gaben ihm hierbei Schutz und sicheres Geleit; als aber der Kurfürst von Sachsen es endlich dahin brachte, daß dieses aufgehoben wurde, begann er auch in den Ländern jener Fürsten seine Raubzüge.

Er hatte seine Schlupfwinkel besonders in der Zinnaischen Haide, von wo er in die Mark, die Lausitz, in Sachsen und ins Magdeburgische einbrach, und da er gemeiniglich nur solche Reiche und Vornehme überfiel, gegen welche die Meinung des Volkes eingenommen war, so fand er unter diesem überall Theilnahme und Unterstützung, um so mehr, da alle seine Unternehmungen einen besondern Charakter hatten, er auch für klug, kühn und wohlgesinnt gegen die Armen und Unterdrückten bekannt war.

In dieser Zeit kam mit Erlaubniß des Kurfürsten Albrecht, Erzbischof von Mainz und Magde-

burg, der bekannte Ablaßkrämer Tetzel in die Mark, der sich in seinen Placaten „Johann Tetzel, Prediger Ordens des Convents zu Leipzig, der Gottesgelahrtheit Baccalaureus, ketzerischer Bosheit Untersucher und Untercommissarius, durch die Lande des Markgrafen zu Brandenburg" nannte. Dieser war ein Mann von geringer Gelehrsamkeit, fertiger Zunge, unverschämter Stirn und sehr ärgerlichem Lebenswandel. Zwar fing durch die Wissenschaften an, sich eine vernünftige Aufklärung zu verbreiten, aber das niedere Volk trug noch mit abergläubiger Geduld das Joch der päpstlichen Herrschsucht und des römischen Geizes.

Tetzel hielt sich besonders zu Berlin und Jüterbogk auf, und reiste von da mit einem stattlichen Aufzuge durch das Land, um seinen Ablaßhandel zu treiben. Mit ihm auf dem sonderbar verzierten Wagen befanden sich zwei große Kasten mit der Aufschrift: „Sobald das Geld im Kasten klingt, sobald die Seel' jen Himmel springt." Er hatte großen Zulauf und verkaufte vielen Ablaß sowohl für begangene, als auch für zukünftige Sünden, und der Einfluß seiner Rede auf das Volk war so groß, daß er sich rühmte, es hinge nur von ihm ab, ob er die Menschen zum Heufressen gewöhnen wolle.

Einmal, als Tetzel mit seinem schweren Wagen von Jüterbogk über Trebbin nach Berlin fahren wollte, sprach ihn unterweges ein stattlicher Mann an und bat ihn um einen Ablaßbrief für eine Sünde, die er im Begriff stehe zu begehen. Dieser Fall war dem Sündencommissarius neu und schien ihn stutzig zu machen, da ihm jedoch der Ritter eine Hand voll Gold bot, erhielt er den gewünschten Ablaß. Tetzel fuhr nach Mittag von Trebbin über Saarmund weiter, als er aber langsam in der großen Haide unweit des Sterns hinzog, wurde er von einer wohlbewaffneten Schaar, an deren Spitze sich der Reiter befand, dem er am Morgen den Ablaß verhandelt hatte, überfallen und völlig ausgeraubt. Tetzel versuchte zwar durch die ganze Macht seiner Rede die Räuber von der Sündhaftigkeit ihrer Handlung zu überzeugen und verdammte sie, als dies fruchtlos blieb, auf ewig zur Hölle; Kohlhaas aber zog den Ablaßbrief hervor, der ihm diese Sünde im Voraus vergeben hatte, und ritt mit seiner Schaar lachend davon.

Ähnliche Abenteuer werden Kohlhaas manche nacherzählt; doch spricht ihr verschiedener Charakter für die Annahme, daß es zwei Anführer von Raubschaaren mit diesem Namen in der Kurmark gegeben

habe; woher es auch vielleicht kommt, daß in einigen Chroniken die Zeit des Kurfürsten Joachim I. und in andern die Joachim II. als diejenige angegeben wird, in welcher er sein Wesen trieb.

Durch herrenlos gewordene Kriegsleute vergrößerte sich Kohlhaas Bande immer mehr, und seine Keckheit vermehrte sich in gleichem Maße, so daß er selbst das Eigenthum des Kurfürsten nicht verschonte.

Es war gegen Mittag im Juli, als die Rüst- und Küchenwagen des Kurfürsten auf dem alten Königswege, ohnweit der jetzigen Eisenbahn, von Potsdam nach Berlin dahinzogen, bei denen sich auch der brandenburgische Factor Konrad Draziger mit einer Ladung Silberkuchen befand, welche er im Mansfeldischen und Stolbergischen für den Kurfürsten gekauft hatte. Die Sonne brannte heiß, und die schon ermüdeten Pferde zogen langsam die ungelenken Wagen durch den tiefen Sand, der hinter den Rädern wie flüssiger Schlamm wieder zusammenlief. Der Staub stieg in langen Wolken in die Höhe und verbarg fast den schweigenden Zug, dessen Führer, nachlässig auf dem Pferde sitzend, ein Lied vor sich hin summte, um die lange

Weile zu kürzen. Eben hatten die Wagen jene dicht bewaldete Höhe unweit der Becke erreicht, und Drazìger brummte die Worte:

Staub, Sand und Heide
Sind des Märkers Freude;
Staub, Heide, Sand
Sind sein Vaterland;
Doch die Heide, Sand und Staub
Sind — —

da trat, nach einem hellen Pfiff, aus dem Kieferngebüsch am Wege plötzlich an jedes Rad der Wagen ein Mann heran, durchschlug mit einer Axt die Speichen desselben, und in einem Augenblick sanken alle Wagen in den Sand, so daß die Pferde sie nicht von der Stelle rücken konnten. So wie dies geschehen, trat auch Kohlhaas an den Führer, ließ sich von ihm die Kasten öffnen, und so viel an Silber und anderen Sachen von Werth herausgeben, bis es die Höhe einer von ihm bezeichneten Summe erreichte. Hierauf gab er dem Führer eine Quittung über das Entnommene und sagte, es sei gerade so viel, als er unlängst bei einem Überfall durch die Reiter des Kurfürsten eingebüßt habe. Er wünsche, daß ähnliche Ereignisse ihn nicht wieder nöthigen möchten, sein Recht auf so ungestüme Weise zu suchen, was ihm ganz gegen Wunsch und

Neigung sei, und er hoffe, sein sonst so gnädiger Landesherr würde ihm wieder, wie früher, seinen Schutz gewähren, weil so nur beide Theile darunter leiden würden. Schnell dann, wie er gekommen, verschwand er mit seinen Leuten, die sich nach verschiedenen Seiten zerstreuten.

Kohlhaas verbarg noch an demselben Abend seinen Raub, indem er ihn in die Becke versenkte, unweit der Brücke, welche noch jetzt Kohlhaasenbrück genannt wird. Wahrscheinlich that er dies in der Absicht, die geraubten Gegenstände dem Kurfürsten in irgend einer auffallenden Weise wieder zuzustellen. Dieser aber war sehr erzürnt über Kohlhaas Frechheit, und befahl Meister Hansen, dem Scharfrichter, der für einen „ausbündigen Schwarzkünstler" bekannt war, Kohlhaas mit seiner Rotte nach Berlin zu zaubern. Dieser ließ sich auch wirklich bald darauf in Berlin betreten und ward bei dem Küster der Nicolaikirche gefangen genommen.

Der Kurfürst, welcher Kohlhaas — da er in den brandenburgischen Landen keines Mordes überführt werden konnte, und mancher anderer Umstände wegen — ohne diese Beraubung der herr-

schaftlichen Wagen, vielleicht begnadigt hätte, übergab ihn dem Gerichte. Am Montage nach Palmarum 1540 ward ein Gerichtstag angesetzt, wo ihn der Kurfürst von Sachsen durch einen Anwald anklagte und Kohlhaas sich drei Stunden lang mit großer Beredsamkeit vertheidigte, so daß er allgemeine Theilnahme erweckte. Er wurde zum Rade verdammt. Der Körper blutete mehrere Tage, welches damals für ein Zeichen der Unschuld galt; auch soll dem Kurfürsten später seine Strenge sehr gereuet haben.

Der Ort aber, wo Kohlhaas die Schätze in die Telte-Becke versenkte, ist von ihm nicht angegeben, und noch bis jetzt sollen sie nicht aufgefunden sein.

Das älteste Haus in Potsdam.

In der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts bestand Potsdam fast nur aus vier Straßen, in deren Mitte auf einer kleinen Erhebung des Bodens die mit einem Begräbnißplatze umgebene Kirche und unweit davon ein kleines Rathhaus standen. Die Stadt hatte zwei Thore; das eine, das Brandenburger, führte durch den Wall in der Gegend des neuen Marktes; das andere, in der Gegend der grünen Brücke, hieß das Berliner, und war nur zum Theil durch eine Mauer, größtentheils aber durch einen Graben und ein festes Pfahlwerk mit dem ersteren verbunden. Nur längs der jetzigen Schusterstraße hatte Kurfürst Joachim I. eine Umschließung der Stadt mit Wall, Mauer und Graben begonnen, an welcher aber seit 1528 nicht weiter gebaut war.

Von dem Berliner Thor längs der Havel hin bis über die jetzige Burg- und Heiligegeiststraße

lag eine doppelte Reihe von Fischerhäusern; der Platz an der Havel aber, auf welchem jetzt die Heiligegeist-Kirche steht, war durch einen breiten Graben zur Insel gemacht, auf der Landseite geschützt durch Wall und Mauer, auf der anderen durch den breiten Fluß. Hier stand die Burg — „das alte Haus" — Potsdam, ein viereckiges steinernes Gebäude mit spitzen Giebeln und einem runden Thurm an jeder Ecke. Da, wo jetzt das Schloß sich erhebt, war durch Joachim ein kleines Lustschloß errichtet, unweit der hölzernen Brücke, welche Friedrich I. statt der Fähre 1416 über die Havel hatte erbauen lassen. Unterhalb der Stadt, dem Tornow gegenüber, und von ihr durch einen dichten Eichenwald getrennt, der sich weithin nach Fahrland und Nedlitz erstreckte, lag der Kiez, ein Fischerdorf, dessen wendische Bewohner unter einem eigenen Schulzen lebten. Die weite Havelbucht aber, welche jetzt unweit des Neustädter Thores sich ins Land erstreckt, war noch nicht vorhanden, und eine grüne Wiese nahm ihre Stelle ein, über die sich der Weg nach Brandenburg zog.

In dieser Zeit lebte auf dem Kiez ein braungelocktes, dunkeläugiges Mädchen, das war des

Schulzen Mündel, sechszehn Jahr alt, keck und sinnig; die hatte, wie die Leute sagten, von Klein auf immer ihren eigenen Kopf gehabt und war anders gewesen, als anderer Leute Kinder. Da ist dem alten Schulzen, der schon dreimal Wittwer geworden war, eingefallen, die schöne Anne zu heirathen; die hat sich nicht lange bedacht und hat ja gesagt, und am Osterfeste 1536 ist die Trauung gewesen. Nachdem aber die Hochzeit drei Tage mit Schmausen und Tanz gewährt, hat die junge Frau im Hause ihres Vormundes gelebt, wie früher als Mädchen, ist freundlich zu ihrem Manne, wie gegen alle Menschen gewesen, und hat nach wie vor die Fische nach der Stadt gebracht, und für den Erlös auf dem Markt eingekauft; auch nie versäumt zu lachen, zu scherzen oder zu tanzen, wo es sich nur irgend wollte thun lassen.

Einmal im nächsten Sommer, als sie wieder Fische in die Schloßküche tragen wollte, da sich der Kurfürst Joachim II. der Jagd wegen in Potsdam mit zahlreichem Gefolge aufhielt, ist sie unweit des Kiezes unter einer schönen Eiche im Walde mit einem stattlichen Manne zusammen getroffen, der hat sie angeredet, und sie hat ihm

freundlich geantwortet, und er hat sie begleitet bis ans Thor. Unterweges haben die Beiden mancherlei mit einander gesprochen, darüber hat die junge Frau noch auf dem Rückwege viel nachzudenken gehabt. Gewundert aber hat sie sich, daß der freundliche Mann ihr den schweren Korb nicht hat tragen helfen.

Später hat sie den Mann öfter unter der Eiche getroffen, wenn sie zur Stadt ging, und bald ist sie verdrießlich geworden, wenn er ihrer dort nicht wartete. Er hatte ihr erzählt, daß er ein Beutner sei, der viele Bienenstöcke in den hohlen Eichen besäße, die er wieder verpachtete an Andere, welche die Beuten beaufsichtigten, die schwärmenden Stöcke einfingen, und im Herbst die Baue ausschwefelten, um den Honig zu gewinnen; eine Beschäftigung, welche in jener Zeit von gar vielen getrieben wurde, denn die großen Heidestrecken und die Buchweizenfelder gaben den Bienen reiche Nahrung, und der Honig war ein beliebtes Gewürz und Wachs sehr gebraucht in den Kirchen.

Der Honigsucher mochte dreißig und einige Jahre alt sein, war ein hoher, schöner Mann, wohlgekleidet, und hat auf Alles was Anna ihn

gefragt eine kluge, verständige Antwort gegeben. Anna aber hat ihn gar viel gefragt, und er ward nicht müde, ihr zu antworten, und sie ist bald klüger geworden als alle ihre Gespielen, selbst als ihr Mann, der Schulze vom Kiez, der ganz stolz gewesen ist auf seine kluge und verständige Frau. So ist es den ganzen Sommer hindurch gegangen, und Anna hat immer klügere Fragen gethan. Der Beutner hat aber auf Alles gute Antwort gehabt; er erklärte ihr den Streit der Katholiken und Protestanten, der damals durch ganz Deutschland die Menschen bewegte; sprach mit ihr von Sternen und Blumen, von alten, wunderbaren Geschichten und glänzenden Abenteuern, am schönsten aber sprach er vom Leben der Menschen in ihren mancherlei Verhältnissen, von dem, was edel und schön, und von den Gefühlen seines Herzens. Und das hörte Anna auch am liebsten, und wußte darüber bald mitzusprechen, so daß nun er gern zuhörte.

Gegen den Herbst aber blieb plötzlich Anna's Freund weg, und sie erwartete ihn vergeblich unter der Eiche, wo sie ihn zuerst gesehen. Da wurde sie sehr traurig und nachdenklich, und das Leben ward ihr gar langweilig, fast nicht zu ertragen,

um so mehr, da sie Niemandem ihr Leid klagen konnte. Die gute Anna war recht unglücklich.

Eines Morgens, da sie wieder zur Stadt ging, sah sie mehr als hundert Arbeiter unter der Eiche. Ein Theil von ihnen war damit beschäftigt, die Erde um dieselbe wie für eine Grundmauer auszuwerfen, während Andere Steine und Baumaterialien herbeischafften. Auf ihre Frage erfuhr sie, der Kurfürst Joachim, wegen seiner Klugheit Nestor genannt, lasse ein Jagdschloß hier bauen, ein großes, viereckiges Haus, und auf dem Hofe desselben solle die hohe Eiche stehen bleiben. Da wunderte sich Anna sehr, daß der Kurfürst gerade diesen Platz zum Bau gewählt habe, und ging sinnend langsam weiter.

Im nächsten Jahre ließ sich der Bienenjäger nur selten und auf kurze Zeit blicken, immer aber sprach er so, als wenn sie sich erst gestern gesehen hätten, und schien es gar nicht zu bemerken, daß viele Wochen vergingen, bis er wieder mit Anna zusammen kam. Was er aber sagte, das war für sie so lieb und innig und gab ihr so viel zu denken, daß sie fast nicht fertig damit werden konnte, obgleich sie Tag und Nacht nicht davon abließ.

Unterdeß wurde daß Schloß vollendet, und der Kurfürst ließ es reich und wohnlich einrichten.

Der Herbst ist aber für das Fischerdorf sehr unglücklich gewesen. Ein mächtiger Wolkenbruch schwellte die Havel hoch an, und ein gewaltiger Sturm staute den Strom bei Caput so, daß er weit über seine Ufer trat und sich neue Bahn brach, wobei besonders der Kiez und seine Umgebung litt, auch viele Schiffe forgetrieben und zerschellt wurden. In derselben Nacht brach auch ein Feuer im Dorfe aus, das der Wind schnell bis zu des Schulzen Hause trieb. Am anderen Tage war viel Jammer und Noth auf dem Kiez. Der größte Theil der Bewohner war ohne Obdach, manche in den Wellen verunglückt, andere wurden vermißt. Der alte Schulze starb an den Folgen des Schrecks und der Anstrengung; seine Frau wurde vergeblich gesucht.

Kurze Zeit darauf bezog der Kurfürst mit wenigem Gefolge das neue Jagdschloß am Kiez, und lebte darin still und zurückgezogen. Da hat man ihn oft mit einer hohen, braungelockten und dunkeläugigen Frau im angelegentlichen Gespräch gesehen, bald allein, bald mit hochgelahrten Priestern

und anderen weisen Männern aus den protestantischen Ländern, — die soll, wie die Fischer vom Kiez meinten, viel Ähnlichkeit mit Schulzens Anna gehabt haben.

Im Jahre 1539 trat darauf Kurfürst Joachim II. öffentlich zur evangelischen Religion über; kurz vorher hielt er sich lange in dem Schlosse am Kiez auf, das er auch noch späterhin oft zu besuchen pflegte, um Zwiesprache zu halten mit der unbekannten Frau, — oder auch vielleicht nur um der Jagd wegen; denn von der Dame wollte überhaupt keiner seiner Hofleute etwas wissen, und wenn die Bewohner des alten Schlosses späterhin und noch jetzt zuweilen in den dunkelen Gängen zu nächtlicher Weile eine hohe Gestalt haben dahin schweben gesehen, geräuschlos durch die verschlossenen Thüren, hat sie gewiß die Furcht getäuscht.

Zwanzig Jahre darauf brannte Potsdam sammt seiner Kirche und dem Rathhause ab, und nur das Jagdschloß im Eichenwalde beim Kiez blieb von den Gebäuden der damaligen Zeit übrig, wurde aber später vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm, nach dem Wunsche seiner frommen Gemahlinn, zu einem Wittwenhause eingerichtet. Erst vor drei

Jahren wurden die alten Wände eingerissen; doch steht das neu aufgebaute Predigerwittwen-Haus in der breiten Straße ganz auf den Grundmauern, welche Joachim II. um die hohe Eiche hatte aufführen lassen, unter welcher Anna zuerst den Honigsucher sah.

Der düstere Teich bei Lindstädt.

Wenn man von den erst ohnlängst am Neuen-Palais entstandenen Anlagen aus, dem kleinen Bache folgt, der die grünen Wiesen des idyllischen Gutes Lindstädt bewässert, das bald eine neue, schöne Erweiterung des Gartens von Sanssouci bilden wird; so gelangt man zu einem dunkelen Wasserbehälter, der einsam und still zwischen den steilen Höhen des Pan- und Herzberges liegt. Ehe dieser Bach, — welcher sonst das tiefe Bruch bewässerte, aus dem der große König den Garten schuf, den sein edler, allgeliebter Enkel mit so seltenem Kunstsinn erweitert und verschönt, — an manchen Stellen zum Zweck der Ueberrieselungen angestauet wurde, konnte man sechs Quellen zählen, aus welchen er sein Wasser erhält, und eine siebente, die größte, ist im Grunde des düsteren Teichs. In früheren Zeiten, als diese abgelegene Gegend noch mit uraltem Eichenwalde bedeckt war, dessen knorrige Äste weit über den See ragten, war dieser düstere Ort verrufen und geflohen, und

noch jetzt vermeiden die Bewohner der Umgegend zur Nachtzeit seine Ufer und erzählen von mancherlei Spuk, der dort umgeht.

Ein großer, mächtiger Stein, der Teufelsstein, soll früher an der Stelle des Sees gelegen haben, und erst als dieser versunken, ist das Wasser aus der Tiefe gedrungen. Wie dieser Stein dahin gekommen, darüber sind von je her zwei verschiedene Geschichten erzählt worden. Nach einer Sage soll der Teufel sehr ergrimmt gewesen sein, als man die erste christliche Kirche in diesen Landen, auf dem Kirchberge im Hainholze, ohnweit der Nedlitzer Fähre, gebaut hatte; weil er glaubte, sein Reich würde nun ein Ende haben. Gern hätte er die Kirche zerstört, er konnte aber nicht an sie heran, weil rings umher der Boden geweiht war. Da hat er denn recht ingrimmig auf den nächsten Bergen gestanden, wenn das Kreuz auf dem Thürmchen im Abend- und Morgenschein weithin über den dunkelen Wald leuchtete, oder das helle Glöckchen durch die Gegend schallte. Einmal aber ist er so zornig und wüthend geworden, daß er von dem Berge hinter der Krampnitz aus den großen Granitstein nach dem Gotteshause geworfen hat, um es zu zerstören. Der Stein aber flog

weit über das Kreuz hinweg und blieb an dem Fuße des Panberges liegen.

Andere, die es besser wissen wollen, erzählen: der Stein habe früher auf der Kuppe des Panberges gelegen und sei ein heidnischer Opferstein gewesen. Als nun das Christenthum sich in den Marken verbreitet, sei er, nachdem das Götzenbild auf dem Berge von den Christenpriestern zerstört worden, in die mit dichtem Wald und Gestrüpp bedeckte Schlucht herabgerollt. Da haben denn die Anhänger der alten Götter noch viele, viele Jahre hier heimlich ihre Opfer gebracht und die Feste in gewohnter Weise gefeiert, bis sie endlich ausgestorben und die Christenpriester die uralten Gebräuche in ihren Kirchendienst aufgenommen hatten, um das Volk für diesen zu gewinnen, wie die Bescheerung zu Weihnachten, die Johannisfeuer, das Maifest u. s. w.

Später habe sich nun ein Stamm der Unterirdischen unter dem Steine angesiedelt, von wo aus der Eingang in die Gemächer und Höhlen der kleinen Zwerge gegangen sei. Von dem Leben und Treiben dieser Gnomen wird gar mancherlei erzählt und viele sonderbare Geschichten haben sich

in der Umgegend erhalten. Bald schildern diese die kleinen Erdgeister als gute, den Menschen freundlich gesinnte Wesen, bald als hülfreiche aber neckische Kobolde, oft aber auch als böse, hinterlistige Tückebolde, die den Leuten Schaden und Unglück bringen.

Diese Verschiedenheit kommt daher, daß es drei Stämme solcher Unterirdischen giebt, in Art und Character so verschieden, wie an Bildung und Farbe. Die Weißen sind guten Sinnes, halten sich gern zu den Menschen und sind ihnen hülfreich und förderlich, so lange sie nicht geneckt oder arg behandelt werden. Von weniger guter Art sind die Grauen, doch schaden auch diese den Menschen ungeneckt nicht absichtlich, wenn sie ihnen auch gern Possen spielen und bei dem Schabernack, den sie treiben, es so genau nicht nehmen, ob ihre Späße und Neckereien Unheil anrichten; ja sie haben es wohl gern, wenn sie die Leute ärgern, erschrecken, irre führen und foppen können. Diese weißen und grauen Erdzwerge sind immer hier heimisch gewesen, schon von uralter Zeit; die Schwarzen aber sind erst mit dem Teufel ins Land gekommen und sind recht bösen Sinnes und häßlicher, widerwärtiger Art. Wo sie schaden und

verderben können, gehen sie mit Lust daran und ihr tückischer Sinn verläßt sie nicht, wenn sie auch auf irgend eine Weise veranlaßt sich in den Dienst der Menschen gegeben, oder von diesen durch geheime Mittel gezwungen worden, gehorsam und folgsam zu sein.

Um einen solchen Unterirdischen, der sich auch unsichtbar machen und in mancherlei Gestalten verwandeln kann, zu seinem Dienste zu zwingen, braucht man sich nur etwas ihm Angehörendes zu verschaffen; dies muß er wieder einlösen. Am leichtesten geschieht dies, wenn man sie bei ihren Tanzfesten überrascht, die sie in den Vollmondsnächten auf einsamen Waldplätzen feiern. Schleicht man sich an sie heran und wirft mit Erbsen oder kleinen Steinen unter sie, so müssen sie liegen lassen was getroffen wird. So machte es ein Bauer aus Bornim, der fand dann auf dem Platze eine kleine Glocke, wie sie die Kleinen an ihrer Mütze tragen. Am andern Morgen kam der Zwerg, dem sie gehörte, als ein Jude verwandelt in das Haus des Bauern, feilschte um die Glocke und kaufte sie um zwei hundert Goldgulden. Oft begeben sich die weißen und grauen Zwerge in die Häuser, wenn Musik darin gemacht wird, oder setzen sich

Nachts auf die warmen Feuerstellen; gehen auch wohl den Mägden und Knechten hülfreich zur Hand. Haben sie dies einmal gethan, so bleiben sie gern dienstbar, essen auch die für sie hingestellten Speisen, nur wenn man ihnen etwas schenkt, halten sie sich für abgelohnt und kommen nicht wieder.

In die Höhlen der Unterirdischen, zu welchen der Eingang unter dem Steine am Fuße des Panberges war, sind auch von Zeit zu Zeit Menschen aus der Umgegend gekommen, besonders Kinder, alle auf sonderbare und unvorhergesehene Weise. Einige haben Geld und Kleinode mit zurück gebracht; Andere kamen nach kurzer Zeit ganz alt und verändert wieder, oder sind von argem Spuk geneckt worden. Alle aber konnten nicht genug erzählen von der Pracht und Ausdehnung der Höhlen und Gänge, den Schätzen und wunderbaren Dingen, die sie unten gesehen und erlebt. Man erzählt auch von einer frommen Wittwe, die sieben Töchter gehabt, welche sie in Sorgen erzogen. Diese Kinder hätten die Zwerge mit in den Berg genommen, mit ihnen gespielt und sie genährt, wenn die Mutter bei der Arbeit auf dem Felde war. Die Frau hat es wohl gewußt und

es gern gesehen. Der Pfarrer aber hat sie sehr gescholten und ihr geheißen die Kinder zurück zu halten, auch ihr einen Bannspruch gelehrt, dem die Zwerge gehorchen müßten. Als sie nun eines Tages früher vom Felde kam und die Kinder nicht zu Hause fand, ist sie zum Teufelsstein gegangen und hat die Kinder gerufen wie ihr der Pfarrer geheißen. Da haben die sieben Mädchen an sieben verschiedenen Stellen die kleinen Köpfchen aus der Erde gesteckt und die Mutter recht wehmüthig angesehen. Als diese nun aber den Bannspruch gesagt, sind die Köpfchen in die Erde zurück gesunken und an ihrer Stelle sind die sieben Quellen hervor gekommen.

Wann und wie es nun geschehen, daß der Teufelsstein in die Tiefe gesunken und das Wasser empor getreten ist, darüber weiß man nichts gewisses. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges soll er noch da gelegen und viel schwedische Krieger um ihn begraben sein. Manche meinen er wäre eingesunken, während diesen eine Todtenfeier gehalten; Andere sagen, der Alchymist Kunkel habe unter ihm nach dem Golde der Zwerge gegraben und von diesen sei er hinab gezogen um die Schätze zu retten und den Schwarzkünstler

zu verderben. — Später haben sich dann die Unterirdischen nach und nach aus unserer Gegend weg begeben, und nur selten soll sich noch Einer von ihnen, der die Schätze bewachen muß, am düsteren Teich oder in den Kellern des Hauses Lindstädt sehen lassen.

Der große Brand.

Es war im Jahre 1550. — Nachdem es mehrere Tage anhaltend geschneit, hellte sich der Himmel auf; ein scharfer, trockner Wind kam aus Osten, und bald war die Oberfläche der Havel mit spiegelglattem Eise bedeckt, auf welchem die gefiederten Reifbüschel wie alabasterne Gräser und Blätter zerstreut lagen. Die rothe, strahlenlose Sonnenscheibe hatte sich kaum über die wallende Dampfschicht erhoben, welche aus der noch offnen Stelle des Wassers emporstieg, da wo jetzt die Baumgartenbrücke sich befindet, und die sich in jedem Augenblick neu bildenden Eisschollen trieben knitternd an die Wände der schwerfälligen Fähre, welche bei Alt-Geltow den Übergang über die Havel bildete.

Die Fährleute wollten eben mit den eisbedeckten Stangen das breite Fahrzeug, in welchem sich ein mit klingenden Schellen und Federbüscheln bedecktes Schlittengespann befand, vom jenseitigen Ufer abstoßen, als sie von zwei Reitern angerufen

wurden, die von Brandenburg her sich der Fähre in raschem Trabe näherten, um noch mit übergesetzt zu werden. Rasch sprang die hohe, in dichtem Wolfspelz gehüllte Gestalt eines Ritters vom dampfenden Pferde und trat, sich höflich gegen den Eigenthümer des Schlittens wegen des verursachten Verzuges entschuldigend, in die Fähre. Dieser, ein ehrwürdiger Herr vom Rathe zu Potsdam, der mit seiner siebzehnjährigen Tochter von einer kleinen Reise heimkehrte, erwiederte freundlich den Gruß des Fremden, und es entspann sich zwischen ihnen bei der langsamen Überfahrt ein Gespräch, während dessen die großen dunklen Augen des Ritters unverwandt auf dem feinen, durchsichtigen, von der Kälte in frischer Röthe gefärbten Gesicht des Mädchens ruhten, das mit seinem unbefangenen, sittsamen Blick, wie ein selten schönes Bild, aus der schwarzen Pelzkappe hervorleuchtete.

Die Fähre traf wider den Willen der Führer mit ihrer Seite ans Ufer, und die Schlittenpferde, durch den Stoß erschreckt, drängten nach vorn. Der Rathsherr, der ihnen wehren, zugleich aber auch seine Tochter sichern wollte, ward von den schnaubenden Thieren über den niedrigen Bord gedrängt und sank augenblicklich unter die treiben-

den Schollen. Der Ritter hatte sich zurück zu seinen auch unruhig gewordenen Pferden gewandt, so wie er aber den Schreckensruf des Mädchens hörte, und das schwarze Barett untertauchen sah, war schnell von ihm die Wildschur abgeworfen, und bald trug sein kräftiger Arm den erstarrten Alten auf den Schnee des Ufers.

Nur noch auf den Nordseiten des Babels- und Brauhausberges lagen einzelne Schneemassen an den braunen Abhängen. Auf der Havel trieben die morschen Schollen, und die tieferen Stellen in den Wiesen der Nuthe fingen an grün zu erscheinen. Da saß der alte Rathsherr zum ersten Male wieder auf seinem Sessel außer dem Bette und schaute durch die kleinen Fensterscheiben mit freudigem Blick über Fluß und Wiesen. Vor ihm auf dem Teppich kniete die glückliche Gertrud, trieb tausend Kurzweil unter stillem Lächeln, und konnte doch der Thränen nicht wehren, die immer wieder die schönen blauen Augen füllten, wenn sie der Gefahr und der bösen Krankheit gedachte, wodurch ihr der zärtlich geliebte Vater so gar leicht hätte entrissen werden können, dem sie, die Mutterlose, nun noch lange alle ihre Sorge und Pflege zuzuwenden hoffen durfte.

Da klopfte es an die Thür, und die hohe Gestalt des Ritters trat herein, der seine Glückwünsche gegen den herzlichen Dank des Vaters und der Tochter austauschte. —

Der Ritter war bis jetzt in der kleinen Herberge der Stadt geblieben und hatte Gertrud, die das Bett des Kranken nicht verließ, nur an demselben wiedergesehen, wenn er dem von einem heftigen Fieber Befallenen den heilsamen Trank brachte, welchen er zu bereiten verstand, und der so sichtlich wirkte, daß Gertrud ihm zum zweiten Male die Erhaltung des Vaters danken zu müssen glaubte. Nun aber, wo dieser sich rasch erholte, folgte Herr Hug gern der Einladung desselben, und wenn die beiden Männer im ernsten Gespräche über die mannichfachsten Gegenstände und Begebnisse neben einander saßen, dann lauschte das liebe Mädchen aufmerksam von ihrem Platze in der Nische des Fensters auf die Rede, und oft färbten sich ihre Wangen mit höherem Roth durch die lebhafte Theilnahme an den neuen und anziehenden Gegenständen.

Dem weit gereisten Ritter mit dem bleichen, fast finstern Gesichte schien kein Gebiet des Wissens

fremd zu sein, und seine Worte däuchten dem horchenden Mädchen bald wie leuchtende Blitze, die ihr eine neue Welt aufschlössen, bald wie reizende Bilder und glänzende Blumen, zwischen welchen sie einer nie geahneten Erkenntniß zugeführt würde. Zuweilen aber schreckte sie zusammen bei seiner Rede, und ihr Gefühl schien die Theilnahme einzuziehen, wie der Schmetterling seine Fühlhörner; fragte sie sich aber um die Ursache dieser Erscheinung, so wußte sie sich keines der Worte zu wiederholen, wodurch sie bewirkt war, und der Sinn dessen, was gesprochen, war so tief oder vieldeutig, daß sie ihn nicht festhalten konnte. Wendete jedoch der Ritter im Gespräch mit dem Vater die leuchtenden Augen auf sie, dann erhielt sein Ton einen andern Ausdruck, und sie fühlte, daß seine Worte auch noch einen anderen Sinn hätten — einen ganz anderen, der gar nicht hinein passe in das Gespräch, und nur in ihrem Herzen einen Wiederhall erwecke, der aber auch in fremden, nie gehörten Klängen sprach.

Der Riter, der nach seiner Erzählung auf Briefe aus Preußen harrte, ward dem alten Rathsherrn immer lieber und unentbehrlicher, und als die Zweige der Bäume sich mit Blüthen bedeckten,

verstand auch Gertrud die Sprache seiner Augen und den Druck seiner Hand. Ein freundlicher Frühlingshimmel deckte sich über ihr Leben, und wie die Knospen sich um sie her entfalteten, so brachen auch in ihrem Herzen immer neue Blüthenkelche auf, über deren Fülle und Reichthum sie selbst erstaunte.

Gern und unbefangen gab sich das junge Mädchen dem Einflusse hin, welchen Ritter Hug täglich mehr über sie gewann. Ja selbst körperlich schien derselbe auf sie zu wirken. Der Blick seiner Augen, der ihren Nacken traf, ohne daß sie die Anwesenheit des Ritters ahnete, veranlaßte sie, sich umzuschauen; sie wußte seine Gegenwart, ohne daß sie dieselbe durch ihre Sinne wahrnahm. Berührte Hug ihr Gewand oder gar ihre Hand, dann schauerte durch ihren ganzen Körper ein Gefühl, das sie zwang, ihr Denken und Wollen widerstandslos der Macht hinzugeben, die sie an den Blick des Mannes fesselte, wie den Vogel an den der Schlange. Ihr ganzes Wesen war verändert. Wachen und Träumen war mit einer Fülle von Glück und namenloser Wonne ausgefüllt, die alles, was ihr geschah, was sie vernahm und dachte, in sich aufnahm, veredelte und

in immer neue Knospen und Blüthen des Gefühles treiben ließ. Wer könnte sie schildern, die süße Zwiesprache, die Gertrud, kaum sich selbst belauschend, mit ihren Träumen und ihrer Sehnsucht hielt; wer die Seligkeit fassen, die ihre Brust füllte, wenn sie, die Wirklichkeit vergessend, auf der kleinen glückseligen Insel ihres Herzens mit allen ihren Gedanken und Empfindungen landete?

Dem Vater blieb der Zustand seiner Tochter verborgen. Er hielt für Dankbarkeit, was Liebe war. Er wußte nicht, daß in dem Herzen der Unschuld jedes edle Gefühl so leicht sich in Liebe verwandelt, und das fast strenge Wesen des nicht mehr jungen Mannes ließ in ihm keinen Argwohn aufkommen.

Als aber, umwogt von den Düften des Mai, unter den langen, sehnsüchtigen Tönen der Nachtigall Gertrud zuerst an die Brust des Ritters sank, und in seinem Kusse jedes Gefühl sich zu verkörpern schien, da wollte sie zu dem geliebten Vater eilen und ihn zum Zeugen ihres Glückes machen; Hug aber hielt sie davon zurück, und wußte auch später seinen Einfluß auf sie dazu an-

zuwenden, selbst dem Vater zu verbergen, was sie gern hätte laut hinaus jubeln mögen in die blühende Welt.

Nach diesem Abende sah Gertrud den Ritter oft heimlich im kleinen Gärtchen hinter dem Hause an der Havel, später auch in ihrem Gemach. Aber nach dem Silberblick ihres Lebens ward ihr Glück nicht größer, wenn auch ihre Liebe nicht abnahm. Doch das Wesen Hug's wurde anders, wenn schon sie sich die Veränderung desselben nicht deutlich machen konnte. Aber sie fühlte wohl, daß nicht mehr jedes seiner Worte für sie gesprochen sei; ja oft schien es ihr, als sei sie sein Eigenthum, er aber nicht das ihre, und seine Liebe sei nur groß in ihren Ansprüchen.

Es giebt ein Weh des Herzens, das sich von einem bestimmten Kummer dadurch unterscheidet, daß es aus einer Mischung von Leid und Freude zusammengesetzt ist, die das Wort vergeblich auszudrücken strebt, und Gott scheint uns die Thränen eben für dies halbverstandene Gefühl gegeben zu haben, die uns dann ein süßes Bedürfniß sind. Gertrud fühlte dies Weh, und oft flossen die bittersüßen Thränen.

In dieser Zeit wurde Gertrud krank, und der Ritter übernahm es, das bösartige Fieber zu heilen. Mehr aber als Tropfen und Pulver wirkten auf die Kranke — welche besonders über Schlaflosigkeit und Schmerzen im Kopf klagte — das Bestreichen mit den Fingerspitzen, das durch Hug langsam und anhaltend in bestimmten Kreisen geschah, worauf sie einschlief und auf einige Zeit ohne Schmerzen blieb. Während dieses Schlafes saß der Ritter vor ihrem Bette, den Blick unverwandt auf ihre halbgeschlossenen Augen gerichtet. Oft versuchte dann die Kranke im Schlafe zu sprechen, schnell aber bestrich sie Hug in entgegengesetzter Richtung, worauf sie augenblicklich erwachte.

Nach ihrer Genesung war eine auffallende Veränderung mit Gertrud eingetreten. Das heitere, glückliche Mädchen war ernst und ihre Stimmung fast wehmüthig geworden; auch blieb ihr noch immer ein Schmerz in der linken Schläfe, der jedoch gleich aufhörte, sobald Hug seine Hand auf dieselbe legte. Auch ihr Verhältniß zu dem Geliebten schien anders geworden zu sein. Zwar hing sie an demselben mit immer gleicher, inniger Zärtlichkeit, aber diese erschien demüthiger und entsagender, ja oft scheu und furchtsam.

Nachtheilig auf ihren Zustand schienen ihre Träume zu wirken, und es wollte Hug nicht gelingen, ihren Schlaf ruhiger zu machen, wenn auch die unbekannten Körper, welche sie auf ihrer Brust tragen mußte, dazu beitrugen, denselben zu verlängern. Was aber dem Ritter besonders Sorge zu machen schien, das waren die Gegenstände, von welchen Gertrud träumte, und der unerklärliche Zusammenhang, in welchem ihr Traum mit der Wirklichkeit stand. Hatten sich bis jetzt von seinem Willen, wie durch eine unbegreifliche Macht, Gertrudens Gedanken und Gefühle lenken lassen, so wurden ihr jetzt die seinen bekannt, ohne daß sie dieser Mittheilung sich bewußt war.

Einmal, nachdem sie lange geschlafen, während der Ritter seine Hand auf ihre Schläfe gelegt, erwachte sie mit tiefem Seufzer, und als sie Hug an ihrer Seite erblickte, schrie sie erschreckt auf und wandte sich, ihn ängstlich abwehrend, zur Seite. Hug saß schweigend und finster blickend da. Als sie sich gefaßt, weinte sie lange; dann barg sie den Kopf in ihre Hände und sprach mit ängstlich ruhigem Tone: „Ich weiß Alles, Hug, weiß, wer du bist und was ich dir bin. Heute hat der Traum

mir den letzten Schleier weggezogen. — Daß du ein Johanniter-Priesterritter bist, daß du mein Herz dir genommen als Spielwerk und Zeitvertreib, und daß mein junges, frisches Leben so bald verblühen muß, daß ich so grausam von dir getäuscht bin — das möge dir Gott vergeben, wie ich es dir vergebe; habe ich doch einen schönen, wenn auch kurzen Tag in Liebe gelebt. — Was du aber treibst, du sündiger, unseliger Mann, im Verborgenen mit ihm, dem finstern Gehülfen, der dich als Diener begleitet in der Höllenküche eurer Herberge, das trennt mich von dir, wie es dich von Gott und seiner Gnade trennt, und wenn dich die irdische Gewalt nicht trifft, so wird der Himmel die Todsünde rächen." —

Der alte Rathsherr war während dieser Rede ins Zimmer getreten und vernahm erstaunt die seltsamen Worte der Tochter, welchen der Ritter, die sonst so blitzenden Augen matt zur Erde geschlagen, nichts entgegnete. Als er aber den Vater sah, da ward sein Gesicht noch bleicher und er zuckte sichtbar zusammen. Dann wandte er sich mit verzogenem Lächeln zu dem Alten und sagte: „Sie spricht irre," zog ein Krystallfläschchen aus dem Busen und hielt es Gertrud vor, welche als-

bald in einen tiefen Schlaf versank, worauf der Ritter sich schnell entfernte.

An ihrem Bette ließ sich sinnend der Vater nieder, überdachte die vernommenen Worte und brachte sie in Verbindung mit den sonderbaren und bedenklichen Gerüchten, welche in der Stadt über das nächtliche Treiben der Fremden in dem abgelegenen Gemach der Herberge verbreitet waren. Zwar hielten sie dasselbe fest verschlossen, oft aber wollte man seltsame, wimmernde Töne, bald wie von ächzenden Kindern, bald wie das Knarren von Räderwerk, daraus vernommen haben. Noch spät in der Nacht saß er so, während die Kranke regungslos da lag, und suchte die Neigung für den Retter seines Lebens mit seinen Pflichten als Vorsteher des Orts zu vereinen.

Da erscholl durch die Stille der Nacht der Feuerruf. Die Herberge stand in hellen Flammen und schnell, von dem Weststurm verbreitet, griff das Feuer mit verzehrender, unwiderstehlicher Gewalt um sich.

Am Abend des anderen Tages war auch das letzte Haus Potsdams von der Gluth verzehrt und

die Stadt in einen weiten, rauchenden Schutthaufen verwandelt; nur das Schloß, die Kirche und die Burg blieben verschont. — Den fremden Ritter und seinen dunkelfarbenen Diener hatte Niemand gesehen. Der alte, tiefgebeugte Rathsherr aber beweinte nur kurze Zeit noch seine Tochter, die aus dem unnatürlichen Schlafe nicht wieder erwacht war.

Liefelds Grund.

Zwischen dem Brauhaus- und Ravensberge zieht sich dicht vom Wege nach Langerwisch bis zur Havel beim Tornow ein tiefer Thaleinschnitt hinunter, der früher von mächtigen Kiefern überwachsen und durch Brombeerranken und Gestrüpp mancherlei Art versteckt und unwegsam gemacht war; hier soll einst die Raubhöhle des Peter Dönges gewesen sein.

Jene Gegend war früher wenig besucht, und nur selten zog ein Wanderer die unwirthliche Straße, welche durch den viele Meilen sich ausdehnenden Wald führte, ängstlich besorgt, von seinen Räubern oder Raubthieren angefallen zu werden. Die große Landstraße, die bei Wittenberg über die Elbe ins nördliche Deutschland führte, theilte sich bald; der eine Arm ging bei der festen Burg Rabenstein vorbei, längs der Plane auf Brandenburg, der andere über Treuenbriezen und dem Hauptzollort Saarmund auf Berlin. Potsdam war noch zu unbedeutend und der Weg über die Ha-

velarme und Brücher zu beschwerlich und unsicher, als daß eine Handelsstraße nach dieser Gegend Bedürfniß geworden wäre.

Die großen Wälder zwischen den bezeichneten Hauptstraßen sind von jeher Aufenthalt von Räubern gewesen, die von hier aus das Land weit und breit unsicher machten, und sowohl in der Unzugänglichkeit des Bodens, als durch die sich mannichfaltig durchkreuzenden Landesgrenzen Sicherheit und Schutz fanden. Als späterhin Herren und Städte zur Ausrottung dieses Raubgesindels sich vereinigten, wurden zwar die zahlreichen Banden zerstreut, aber lange noch hausten einzelne solches Gelichters in den alten Schlupfwinkeln. Unter diesen hat sich Peter Dönges ganz besonders durch List und Grausamkeit ausgezeichnet, und viele gräßliche Thaten und schlaue Räubereien werden noch jetzt von ihm erzählt.

Seine Mutter, die rothe Hanne, wahrsagte in Potsdam; da man sie aber einmal auf einen Diebstahl ertappte, wurde sie gestäupt und mußte am Pranger stehen. Darüber ergrimmte sie so im Herzen, daß sie mit ihrem Sohne in den Wald floh, und diesen von jung auf zu ihrem Rächer

erzog. Der Dönges ist auch ein guter Schüler gewesen, denn bald ward weit und breit sein Namen mit Schrecken genannt.

In Liefeldsgrund hatten sich die Beiden eine Höhle in den Boden gegraben und mit Baumstämmen, Rasen und Moos überdeckt, so daß sie nicht zu sehen und schwer zu finden war. Hier brütete die Mutter ihre grausamen Pläne aus und hierher schleppte der unglückliche Sohn die Beute seiner Raubgänge. An allen Wegen waren im Dikkicht Höhlen angelegt, in welchen sich Peter des Nachts verbarg, und in deren Nähe er eine Schnur über den Weg gezogen hatte, welche an einer Glocke in der Höhle befestigt war. Zog dann ein Wagen oder ein Wanderer vorüber, so läutete die Glocke, und bis dahin konnte er ruhig schlafen. Dann aber machte er sich leise heraus, schlich seiner Beute nach, und war ihm diese gewiß und der Kampf nicht zu ungleich, so brachte er den Unglücklichen rücklings die sichere Todeswunde bei. Waren der Reisenden aber zu viele, so ließ er sie entweder ruhig ziehen oder erschoß sie einzeln, wenn dies irgend die Umstände gestatteten; dann aber war sein Hauptaugenmerk, daß nicht einer davon kam, damit die That so wenig wie möglich ruchbar wurde.

Aus diesem Grunde verbarg er auch mit Hülfe seiner Mutter die Erschlagenen sorgfältig, die er gewöhnlich in das sogenannte Teufelsmoor am jetzigen Fahrwege nach Drewitz versenkte, und verbrannte alles Geräth, so wie die Kleidungen und was sonst leicht wieder zu erkennen oder von geringem Werthe war. Von früh an hatte die Mutter ihm eingeprägt, nie durch Bitten sich erweichen zu lassen und einem Angefallenen das Leben zu schenken; denn diese, warnte sie, sind die gefährlichsten Verräther und erzählen immer wieder von den überstandenen Gefahren. Dönges war eigentlich von Natur nicht eben grausam, und es bedurfte der beständigen Einwirkung der Mutter, um nach und nach sein Gefühl abzustumpfen, bis er endlich mit Wohlgefallen sein blutiges Geschäft vollbrachte.

Eines Tages stand Dönges auf der Lauer am Wege von Brück nach Potsdam; es war sehr heiß und kein Wanderer zog die Straße. Endlich spät am Nachmittage kam ein lustiger Schneidergesell daher, den Dönges zu einer anderen Zeit wohl ruhig hätte vorüber gehen lassen, da bei demselben wenig Beute zu erwarten stand; heute aber, verdrießlich durch das lange Warten, trat er vor,

spannte die Büchse und gebot dem armen Burschen sein letztes Gebet zu thun. Der erschreckte Schneider fiel auf die Knie und bat gar herzerweichend um sein Leben, indem er dem Räuber vorstellte, wie er heute nach langen sieben Wanderjahren zu seiner Mutter nach Potsdam zurück zu kommen gehofft. Das erbarmte Dönges und er versprach dem zitternden Schneider das Leben, wenn er ohne alle Bekleidung an der hohen, schlanken Eiche hinauf klettern würde, unter welcher sie eben standen. Der arme Bursche war ein schlechter Kletterer, doch machte er sich schnell ans Werk, und obgleich das Blut an der rauhen scharfen Rinde herabrieselte, gelangte er doch, wenn auch ganz zerfetzt und geschunden, in den Wipfel des Baums. Peter Dönges wollte sich unten todt lachen über die Grimassen und Windungen des armen Schneiders; dann aber kehrte er sich ab, um nach Hause zu gehen.

Indem kam seine Mutter und fragte ihn, warum er so lache; da zeigte er ihr den zerrissenen Schneider oben auf der Eiche und erzählte ihr die Bedingung, unter welcher er demselben das Leben geschenkt. Die Alte aber drohte ihm warnend mit dem dürren Finger und sagte: „Peter, Peter,

schlah de Eyer in de Panne, eh de Küken ruter krugt.“ Da nahm Dönges die Büchse an den Kopf und schoß den Schneider herunter.

Besonders war die Mutter besorgt gewesen, ihren folgsamen Sohn von jeder Verbindung mit dem anderen Geschlecht abzuhalten, und lange Zeit war ihr dies nach Wunsch geglückt. Eines Morgens aber war demselben ein Fischermädchen aus Neuendorf begegnet, welches Netzgarn nach Saarmund trug; dies fand er so schön, daß er sie ansprach und eine lange Strecke mit ihr ging. Zu wiederholten Malen blieb er einen Schritt hinter dem Mädchen zurück und zuckte das Messer, aber er konnte den Stoß nicht vollführen. Erst dicht vor der Stadt am Eichberge verließ er sie. Bei ihrer Rückkehr am Nachmittage aber überfiel er sie im Dickicht, verband ihr den Mund und die Augen, und brachte sie auf vielen Umwegen zu seiner Höhle in Liefeldsgrund.

Da wurde die Mutter sehr böse und verlangte, er solle das Mädchen augenblicklich tödten; Peter aber bestand fest auf seinen Willen, das Mädchen solle seine Frau sein, so daß die Alte endlich nachgeben mußte, weil Peter drohte, die Mutter zu ver-

lassen und in die weite Welt zu gehen, wenn sie das Mädchen nicht freundlich aufnehmen oder ihm später irgend ein Leid zufügen würde. Da nahm die Alte dem Mädchen einen furchtbaren Schwur ab, daß sie den Räuber nicht verrathen, ja nie und nimmermehr auch nur von ihm sprechen wolle zu irgend einer lebenden Kreatur. Darauf verschwor sich das arme Mädchen aus Liebe zum Leben bei ihrer und ihrer Eltern Seligkeit.

In der Höhle lebte nun das beklagenswerthe Geschöpf lange Jahre. In der ersten Zeit blieb immer Einer bei ihr zurück; später richtete Dönges die Thür so ein, daß sie von innen nur mittelst einer großen Kraft aufgemacht werden konnte, was das zarte Frauenzimmer nicht vermogte. Anfangs weinte sie Tag und Nacht, endlich fand sie sich in ihr Schicksal. Die Alte aber blieb ihr im Innersten ihres Herzens zuwieder. Als sie Mutter geworden war, nahm jene ihr das Kind und sagte, sie bringe es nach der Stadt zu einer Amme. Da hing sie dem Kinde einen ihrer Pathenpfennige um und weinte wieder lange Zeit. So geschah es dreimal, und jedesmal ward der Zank zwischen Sohn und Mutter heftiger; aber die Alte wußte es doch dahin zu bringen, daß sie

das neugeborne Kind zur Amme in die Stadt forttragen konnte, wo es, wie sie sagte, die Kinder recht gut hätten.

Peter aber wurde immer unwilliger und mürrischer gegen die Mutter; das verdroß diese sehr, und im vierten Jahre, nachdem er das Mädchen in die Höhle gebracht, starb jene.

Da ließ sich Dönges von seiner Gefangenen den Eid erneuen und zu gleicher Zeit schwören, daß sie ihn nie verlassen wolle; dann schickte er sie in die Dörfer, um Lebensmittel einzukaufen, was sonst die Mutter gethan hatte, und da der Schwur ihr heilig war, kam sie immer getreulich wieder, besorgte auch alles in der wilden Wirthschaft wie eine gute Hausfrau. Eines Tages war sie den Grund hinaufgegangen, um frisches Moos zu holen, da sah sie drei gleich große Steine in einer Reihe wie Grabsteine liegen. Ihr Herz fing heftig an zu pochen, sie zitterte an allen Gliedern, und ohne daß ihr Jemand etwas gesagt, wußte sie, was diese Steine bedeckten. Ängstlich rollte sie einen derselben aus seiner Stelle; das Mutterherz hatte sie nicht getäuscht, sie stand an der Grabesstätte ihrer Kinder.

Als Dönges sie wieder ausschickte um einzukaufen, verließ sie den vorgeschriebenen Weg und ging nach Potsdam. Als sie ans Thor kam, war ihr gar ängstlich; sie glaubte, alle Menschen sähen sie an und die Häuser wollten sie erdrücken; da ging sie in die Kirche und betete lange Zeit, und immer, wenn sie heraustreten wollte, kehrte sie wieder um.

Endlich, als es anfing Abend zu werden, ging sie zur Schloßwache. Dort stand ein Pfeiler mit einer Fahne, diesem erzählte sie Alles, sagte ihm, wie sie es nicht mehr aushalten könne bei dem Mörder ihrer Kinder, daß sie heut Abend beim Zurückgehen zur Höhle Mehl auf den Weg streuen würde, weil man diese sonst nicht auffinden könne, und daß, wenn man Peter Dönges fangen wollte, morgen nach dem Mittagsessen, wenn er schliefe, dazu die beste Zeit sei. Neben dem Fahnenpfeiler stand aber die Wache, und diese hörte, was das Frauenzimmer demselben erzählte.

Den andern Tag ward eine starke Mannschaft hinausgeschickt, welche der Mehlspur bis zu Liefeldsgrund folgte. Hier verlor sich diese an einen flachen Mooshügel, wie er von dem Frauenzim-

mer beschrieben worden. Als man nun diesen umstellt hatte, mußten die Soldaten noch lange nach dem Eingange der Höhle suchen, und erst nach einem heftigen Kampfe mit dem Räuber fiel dieser in ihre Hände.

Da hat sich denn die ganze Gegend gefreut, daß sie von dem grausamen Mörder befreit wurde; über diesen aber ist der Stab gebrochen und er ist dem Henker übergeben, der ihn auf dem Gerichtsplatz unweit der Havel vor dem Brandenburger Thor lebendig verbrannt hat.

Die Pfaueninsel.

Bis auf den großen Kurfürsten zurück lassen sich fast von jeder nützlichen Einrichtung, wie von jedem Bestreben in Kunst und Wissenschaft die Fäden verfolgen, welche den außerordentlichen Geist dieses seltenen Mannes mit dem Ruhme und der Bedeutung unseres Vaterlandes verknüpfen, dessen Glanz durch ihn gegründet und durch seine großen, an allen Regententugenden reichen Nachfolger entwickelt und vermehrt wurde.

Und wie groß waren die Schwierigkeiten, mit denen Friedrich Wilhelm kämpfen mußte; der dreißigjährige Krieg hatte das Land verödet, die Pest seine Bewohner getödtet; er mußte bei Allen von vorn anfangen und erst begründen und wiederschaffen, was auszubilden und weiterzuführen schon seinen Ruhm gesichert haben würde. Was aber vor Allem seinen Bestrebungen hemmende Fesseln anlegte, war der Aberglaube und die beschränkten und vernunftwidrigen Ansichten seiner Zeit. Hexerei, Teufelsbeschwörungen und schwarze Kunst standen

in ungekränktem Ansehen; über Recht und Unrecht herrschten nur unklare Begriffe, und die rücksichtslos geführten kleinlichen Streitigkeiten der christlichen Secten untergruben Glauben und Sitten. Der Kurfürst stand mit klarem Sinn über allen diesen Wirren, und bis zu seinem Tode strebte er, sie aufzuklären und sein Wissen zu bereichern.

Dies vorherrschende Bestreben führte ihn der Alchymie zu, deren Eingeweihte sich damals noch bemühten, die Erzeugung des Goldes, den Stein der Weisen und das Elixir des Lebens zu entdecken; es konnte nicht fehlen, daß der nach allem Neuen und Wissenswerthen lebhaft strebende Geist empfänglich für ihre wunderbaren Lehren war. Aber auch in dieser Liebhaberei kam es dem Kurfürsten besonders auf das Nützliche an; so nahm er den Alchymisten Daniel Krafft, der das Geheimniß Stahl zu machen entdeckt hatte, in Dienst, erkaufte das Sonnenthalsche Speculum Hermeticum, und verwandte Zeit und Geld, um die geheimnißvollen Recepte zu prüfen.

Auch den berühmten Alchymisten Kunkel von Löwenstern gewann er für sich und trat in ein Verhältniß zu demselben, über welchem noch bis

jetzt ein Schleier ruht. Dieser Schwarzkünstler, wie ihn der Ruf nannte, wurde zum geheimen Kammerdiener ernannt, arbeitete mit dem Fürsten im Laboratorium und weihte denselben in die unbekannten und gefährlichen Mysterien seiner Kunst ein, wobei der sonst so wohl wirthschaftende Herr keine Kosten scheute.

Kunkel hatte sich besonders mit der Erzeugung der Krystalle beschäftigt, und nach schwerer Mühe in mancher langen Nacht war es ihm gelungen, aus Salzen und Steinen das helle, durchsichtige Krystall zu schmelzen; — mit Hülfe des Bösen — wie die Leute sagten. Nun erbaute ihm der Kurfürst eine Glashütte an der Nuthe unweit der Wassermühlen am Hakschen Damm und richtete eine Glasschleiferei in Berlin ein.

Mit den kostbaren Gefäßen zog dann Kunkel auf die Jahrmärkte im Lande umher. So sehr diese Waare auch beliebt war, so gescheut und gefürchtet war er selbst; denn überall gab er Zeichen seiner Kunst und seines geheimnißvollen Wissens. Mißwachs und Naturereignisse wußte er voraus, oder konnte sie gar nach seinem Willen herbeiführen oder ablenken; Betrüger und Diebe

entdeckte er durch seine Kabbala und zwang sie sogar, das Gestohlene wieder zu bringen; alle Thiere gehorchten seinem Gebot, für die böseste Krankheit hatte er ein Mittel, und er selbst war fest gegen jede Verwundung.

Die Pfaueninsel, damals Kaninchenwerder genannt, eine unbekannte, mit uralten Eichen bedeckte, einsam in dem mit dunklen Kiefern eingeschlossenen Havelbecken gelegene Insel, hatte der Kurfürst dem Schwarzkünstler geschenkt und ihm am oberen Ende derselben, zwischen der jetzigen Meierei und dem Jagdschirm, ein Laboratorium einrichten lassen. Hierher zog er sich zurück, wenn er von seinen Wanderungen heim kam, hier entzifferte er die geheimnißvollen Zeichen der vergelbten Pergamente, welche der Kurfürst in fernen Landen hatte aufsuchen lassen, und in dem festen Gewölbe, das außer ihm keines Menschen Fuß betreten durfte, mischte er nach den dunklen Vorschriften die Substanzen: Erden, Metalle, Salze, Glieder widerlicher Thiere und schädliche Gifte; sprach die wirkenden Formeln darüber aus und ließ sie dann schmelzen, gähren oder mit einander aufbrausen und wallen, um sie in neue und kostbare Körper zu verwandeln.

Besonders waren seine Arbeiten darauf gerichtet, die Blüthen des Mineralreiches, die Edelsteine, zu erzeugen, und Wochen lang sah man zur Nachtzeit aus dem hohen Schlot die rothe Gluth und am Tage den dicken Qualm steigen, der rings umher jedes Gewächs verdorrte; bis dann entweder nach einem dumpfen Schlage eine Flammensäule knisternd in die Luft sprühte, oder die Rauchwolke immer dünner und blässer wurde, und Kunkel nach so vielen durchwachten Nächten bleich, mit hohlen Augen und finsterem Blick wieder heraus an das Licht der Sonne trat, um, vom Kurfürsten mit neuen Summen ausgestattet, den vergeblichen Versuch wieder von vorn zu beginnen.

Als dieser ihm aber einst einen Beutel mit fast 2000 Ducaten gegeben hatte, mit dem ernsten Bedeuten, daß dies der letzte Zuschuß zu seinen allzu kostbaren Versuchen sein würde, da trug der bleiche Alchymist denselben mit bitterem Hohne in sein Laboratorium und warf das Gold, nachdem er noch einmal lange die kabbalistischen Zeichen durchforscht, verzweifelt in den Tiegel, in welchem eine glänzende Glasfritte in ätzender Säure wallte; dann sank er betäubt am Herde nieder. Als er aber wieder erwachte, da funkelte es in dem Tie-

gel purpurroth und die Masse hatte sich zum kostbaren Rubinkrystall verwandelt, dessen Erzeugung er so lange Zeit nachgestrebt hatte. Diese wichtige Entdeckung sicherte ihm die Gunst seines Herrn von Neuem und machte seinen Namen weit berühmt. Noch jetzt zeigt man in Berlin kostbare Schalen und Deckelgläser von diesem Rubinfluß Kunkels.

Je größer aber Kunkels Ruf wurde und je tiefer er in die Geheimnisse seiner gefährlichen Wissenschaft eindrang, um so mehr sonderte er sich von den Menschen ab und verlebte immer längere Zeit in der Einsamkeit seiner Insel, welche nach und nach in immer ärgeren Ruf gerieth.

Nachdem ihm sein alter Diener Klaus verlassen hatte, — der Heideläufer geworden war, kurz darauf aber, im Jahre 1653, in Berlin wegen erwiesener Zauberei hingerichtet wurde, — nahm er einen mißgestaltenen Menschen in seinen Dienst, der bald nachher die Sprache verlor, ihm aber mit anhänglicher Treue zugethan blieb. Nur dieser stumme Gefährte durfte mit ihm die Insel betreten, zu deren Schutz ein großer schwarzer Hund diente, der Kunkel auch auf seinen einsamen Ausflügen in das Dunkel der Wälder begleitete. Die-

ser böse Hund war weit umher gefürchtet, und seine glühenden Augen, besonders aber sein im Finstern leuchtendes, zottiges Haar gaben Veranlassung zu dem Glauben, daß es ein böser Geist wäre, der dem Schwarzkünstler diene, bis er dessen Seele zur Hölle führen würde.

Die Insel, welche jetzt in allen Reizen der Natur prangt, und zu der, als dem Lieblingsorte des unvergeßlichen Königs, von nahe und fern die Schaaren ziehen, ward gefürchtet und geflohen. Nie landete ein Schiff an ihren Ufern, und wagte ein tollkühner Fischer oder ein fremder Schiffer, ihren Boden zu berühren, hatte er sein Glück zu preisen, wurde er bloß durch wunderbare Neckereien vertrieben; gemeiniglich mußte er den Versuch mit dem Untergange seines Fahrzeuges büßen, das auf unerklärliche Weise wie faules Holz zerfiel, oder wie ein Schwamm Wasser einsog und untersank. Weit und eilig wich Jedermann aus, der den gefürchteten Alchymisten in Feld und Wald begegnete, und selbst die Schiffer fuhren nach dem entfernten Strande, wenn er auf seinem muschelartigen Sitze, der sich wie von selbst durch Räderschaufeln bewegte, über das Wasser glitt, um sich in der von schattigen Erlen bekränzten Bucht zu

baden, bei welcher jetzt der Weg, Sakrow gegenüber, zur Havel hinab führt.

Nach dem Tode des Kurfürsten gerieth Kunkel 1689 in mancherlei Untersuchungen, auch sollte er sich über die Verwendung der von dem Erblichnen nach und nach empfangenen 27,084 Thaler ausweisen; doch konnten die Commissarien ihm nichts anhaben, und er setzte seine geheimnißvollen Arbeiten auf seiner Insel fort, bis er nach Schweden ging.

Auch nach seinem Tode soll sich von diesem Orte sein Geist nicht haben trennen können, der bald hier, bald da wahrgenommen worden ist. Der feurige Hund soll sogar noch jetzt zuweilen längs dem Strande der Havel, wie suchend, bis zu der Badebucht seines Herrn hineilen, und dann mit jämmerlichem Geheul im Walde verschwinden.

Die fliegende Frau.

Bevor das Christenthum sich über das nördliche Deutschland verbreitete, war es die gute Frau Hare (Here, Haro, Hertha), welche dem Menschen alles schenkte, was er braucht, um sein Leben zu verschönern. Zwölf Nächte nach dem kürzesten Tage flog sie über das waldige, schneebedeckte Land, und wo sie in den Häusern fleißige und geschickte Arbeiter fand, da zog sie ein durch irgend eine Öffnung und segnete die Wohnung mit Glück und Freude für das nächste Jahr, wo sie aber Unreinlichkeit und Versäumniß sah, da bestrafte sie die Nachlässigen; deshalb liebten oder scheuten die Menschen sie, jenachdem sie ihren Besuch wünschen oder fürchten mußten. Das große Juhlfest, das vier Wochen währte, fing damit an, daß man der Hare fette Schweine opferte, dann begann sie ihren Flug; überall ertönte der Ruf: „Frow Hare de vlughet,“ und jeder Hausherr öffnete Fenster und Luken und lud die „vlughende Frowe“ zum Besuch ein.

Als die christlichen Priester die heidnischen Götter vertrieben, ihre geweihten Bäume verbrannt und die Tempel zerstört hatten, konnte sich die gute Hare nicht von den Gegenden trennen, welche durch sie so lange beschützt und beglückt waren, und trotz Bann und Beschwörungen flog sie in den zwölf Nächten von Weihnachten bis zum großen Neujahr — auch das heilige drei Königsfest oder der heilige Oberstentag genannt — umher, und wohl bekannt gewesen und oft wahrgenommen ist Frau Harke oder Holle, wie man sie später nannte, allezeit in den nördlichen Landen.

Der alte Schäfer zu Grubow hatte am heiligen Abend vor Weihnachten alles zum Feste beschickt und geordnet, dann ging er in die Stube seines Sohnes, der bei ihm als Knecht diente, und fand diesen mit der jungen Frau vor der Wiege ihres ersten Kindes, beschäftigt, den Weihnachtsbaum auszuputzen.

Nachdem er hier freundliche Handreichung geleistet und dem Enkel, der fröhlich nach den hellen Lichtern langte, über die runden Backen gestreichelt, winkte er den Sohn hinab in den Schafstall und ermahnte ihn mit leiser Stimme: Du

weißt, heut gehen „die Zwölfe" an, die fliegende Frau zieht umher, und alles Raubgethier ist wüthender und gefährlicher in dieser Zeit. Sei achtsam auf die Herde und verwahre den Pferch wohl; nenne Ihn (den Wolf) nicht während der zwölf Tage, er geht umher, hört es und wird böse; haue den Keil für den Wagen der Frau Harke und lege ihn auf die Schwelle, daß sie ihn findet, wenn sie ihn braucht, wonicht, stecke ihn später in unsern Wagen. Auf die Frau und die Magd ist in dieser Zeit nicht viel zu rechnen, die hält die Furcht am Rocken fest, daß sie bis Groß-Neujahr den dicken Flachsknoten nicht abspinnen können, und dann von der Hare gekratzt und besudelt werden; sorge, daß deine Frau keine Hülsenfrüchte kocht, du weißt, das bringt Schaden, laß sie lieber weder Linsen, noch Bohnen, noch Erbsen berühren; vor allem aber hüte das Kind. — Damit meinte der alte Schäfer aber, er solle das Kind bewahren, daß der Wehrwolf es nicht hole und fresse.

Der Sohn blieb bei den Schafen; der Alte sah noch einmal in die Weihnachtsstube, wo die Mutter vor der Wiege saß, und dann ging er hinaus auf den Voßberg vor dem Dorfe, schaute

nach allen Seiten hin und hielt den naßgemachten Finger empor, um zu fühlen, woher der Wind wehe. Der Alte wußte wohl, daß Frau Hare in den Zwölfen die Witterung für das Jahr mache, und daß jeder Monat desselben ganz so ist, wie sein Tag zwischen Weihnachten und Groß-Neujahr. Es war aber eisigkalt auf dem Berge, und der Ostwind wehte scharf über das Blachfeld und trieb den feinen Schnee in langen Streifen zusammen; deshalb hüllte der Alte sich fester in seinen Pelz und machte sich bald auf den Heimweg.

Sein Haus war das erste im Dorfe, bevor er es aber erreichte, sah er ein großes, zottiges Thier quer über den Acker nach dem Walde zu eilen, und als er an die Hausthür kam, fand er dieselbe weit geöffnet. Ihm ahnte nichts Gutes. In der Stube fand er Niemand, die Lampe brannte auf dem Tisch, die Kammer der Magd war verschlossen, und den Sohn hörte er auf den unruhigen Hund im Stall schelten. Ängstlich leuchtete er nach der Wiege, das Kind war fort. —

Kaum hatte der alte Schäfer, als er nach dem Voßberge ging, das Haus verlassen, so rief die Frau die Magd herbei, und gebot ihr, bei dem

Kinde zu bleiben, weil sie noch in das Dorf müsse. Dann holte sie einen Korb und ein Messer aus der Küche, und schlich längs den Hecken entlang über den knisternden Schnee, jenseits der Ecke aber stieg sie über den Zaun und füllte in hastiger Eile den Korb mit Kohl. Die gute Frau war sonst fromm und ehrlich, aber in der Christnacht dem Rindvieh und den Pferden, welche in dieser Nacht, nach dem allgemeinen Glauben, fraßen und sich nicht niederlegten, frisch gestohlenen Kohl zu geben, das hielt sie wie Jedermann für erlaubt; wäre es Sünde gewesen, wie hätte denn wohl danach das Vieh so sichtlich gedeihen können? So wie die Frau aber das Haus verlassen hatte, war die Magd in ihre Kammer gegangen, hatte alle Kleidung, sogar das Haarband von sich gelegt, und wusch und scheuerte stillschweigend Geräth und Gemach; denn wenn sie dies thue, war ihr versichert, käme in dem Jahre der Freier. —

Der alte Schäfer stand händeringend im Zimmer, ihm blieb kein Zweifel, der Wehrwolf hatte das liebe Kind geholt. Er hatte nicht den Muth, den Sohn zu rufen, nicht die Kraft, die Stube zu verlassen, seine Beine zitterten und versagten ihm den Dienst.

Noch stand er so mit der Lampe in der Hand, da stürzte leichenblaß die Frau herein, in der einen Hand den Korb mit Kohl, in der anderen, fest in die Windelkissen gehüllt, das Kind. Lange währte es, ehe sie sprechen konnte, und erst nachdem sie den Liebling in der Wiege geborgen und laut schluchzend sich an derselben ausgeweint hatte, konnte sie erzählen. Als sie wieder um die Zaunecke gebogen, da sei ein großer Wolf längs der Hecke auf sie zugerannt, dicht vor sich habe sie ihn erst gesehen und laut aufgeschrien. In dem Augenblick hätte es gewaltig in den dürren Blättern des Baumes über ihr gerauscht, und ein dunkler Schatten sei wie Rabenflug über sie dahingezogen. Der Wolf aber habe das Kind aus seinem Rachen zu ihren Füßen hinfallen lassen, und sei über den Acker dem Walde zu gelaufen.

Da faltete der Schäfer andächtig die Hände und sagte: „das war die gute Frau Harke.“

Der Panberg.

Die zweite Gemahlin des großen Kurfürsten, Dorothea von Holstein-Sonderburg, zog den Aufenthalt in dem freundlichen Potsdam bei weitem dem in Berlin vor, und lebte daselbst, so oft es sich nur irgend thun ließ, sowohl auf dem Schlosse in der Stadt selbst, als in den von ihrem Gemahl erbauten Lustschlössern zu Caput, Fahrland, Klein-Glienicke und Bornim. Besonders für die Verschönerung des Letzteren hatte der Kurfürst viel gethan. Der große Schloßgarten war mit schönen Alleen und Baumgruppen bepflanzt, die sich in mannichfacher Richtung zwischen den Wiesen und Karpfenteichen hinzogen und bald zu einer blühenden Laube, bald zu einer von Rankengewächsen überzogenen kühlen Grotte führten. Hier brachte die Kurfürstin auch in der Abwesenheit ihres Gemahles gern und oft die schönen Sommertage zu, weniger zurückverlangend in das Geräusch der

Hauptstadt, als ihr Hof, dem nicht immer die stille, ländliche Einförmigkeit behagte, und dem jede Gelegenheit willkommen war, die sie unterbrach.

Als ein solches Ereigniß wurde es jedesmal betrachtet, wenn der geheime Kammerdiener des Kurfürsten, der Alchymist Kunkel, sich auf dem Landsitze einfand. Schon die bloße Gegenwart dieses geheimnißvollen Mannes setzte die Gesellschaft in eine gewisse Spannung. Oft aber auch ließ er sich bewegen, eines oder das andere seiner wunderbaren Experimente zu zeigen, die Staunen erregend und unbegreiflich waren. War er aber nicht aufgelegt dazu, und wurde ihm des Dringens zu viel, dann erschreckte und neckte er auch wohl die Quäler auf mannichfache Weise. Bald fuhren Funken bei jeder Berührung aus ihren Gliedern, heftige Erschütterungen warfen sie von ihren Sitzen, die Gesichtszüge erschienen in grellem sonderbaren Lichte, allerlei Thiere drängten sich mit Gewalt und ohne abzulassen an sie heran, und dergleichen Spuk mehr.

Auch für die Unterhalung der Herrschaft sorgte Kunkel auf eigenthümliche Art. So hatte er im Gebüsch des Gartens eine Wasserorgel angelegt,

die nach seinem Willen in mächtigen und nie gehörten Tönen durch die nächtliche Stille hallte, und lange Drathsaiten von verschiedener Dicke und Ausdehnung zwischen den Bäumen ausgespannt, welche wie Riesenharfen, durch den Wind bewegt, tönten. Vor Allem aber wußte er seine Kunst in der mannichfachsten Beleuchtung des Gartens zu zeigen, der oft, wie durch Zauberei, in dem schönsten und blendendsten Lichte erschien, dann wieder plötzlich in tiefes Dunkel gehüllt war, während Bäche und Seen wie mit flüssigem Golde oder Silber gefüllt erschienen.

Daß Kunkel aber auch noch andere geheimnißvolle Macht besaß, das wußte Jedermann, und oft wurde er angegangen, Geister erscheinen zu lassen und künftige Ereignisse vorher zu bestimmen. Nur sehr selten ließ er sich zu solchen Handlungen bewegen, doch waren Thatsachen genug bekannt, welche für seinen Einfluß auf das unbekannte Reich der Geister und der Zukunft zeugten.

Nach einem solchen Besuche Kunkels in Bornim verbreitete sich das Gerücht, er habe dreien Hoffräulein in einer Vollmondsnacht die Wiesennixe sehen lassen, welche auf der von Erlen umgebenen

Wiese wohnte, die jetzt einen Theil des Parks von Charlottenhof bildet. Wem es aber gelang, diese anzuschauen, dem vergingen alle Sommersprossen und Maale, wie jede entstellende Röthe im Gesicht, und sein Auge wurde schön und klar. Die drei Fräulein wollten zwar Nichts von der Sache wissen, doch vermochten sie nicht glaubhaft anzugeben, wodurch die vortheilhafte Veränderung ihres Aussehens bewirkt war. Als nun der Alchymist bald darauf wieder nach Bornim kam, wurde von allen Seiten so sehr in ihn gedrungen, ein Zeichen seiner Kunst zu geben, daß er endlich sich dem Verlangen fügte und die Gesellschaft am neunten Tage im Mond, eine halbe Stunde vor Mitternacht, wenn die Kurfürstinn sich zurückgezogen hätte, an das südliche Thor des Gartens bestellte.

Von dem, was an jenem Abende geschehen, hat ein Augenzeuge Folgendes erzählt:

Wir Alle, Männer und Frauen, hatten jedes Metall ablegen müssen, auch durfte sich keine Seide an unserem Anzuge befinden. Kunkel war in einen weiten, schwarzen Mantel gehüllt und trug ein schwarzes, eckiges Barett. Zuerst sonderte er die Gesellschaft in Abtheilungen von Dreien, de-

ren Lebensalter jedesmal zusammen eine ungerade Zahl ausmachte. Diese, immer zwei Frauen und ein Mann oder umgekehrt, mußten sich anfassen und versprechen, sich nicht los zu lassen und kein Wort zu reden. Dann sagte er, er wolle versuchen, uns die verzauberte Gräfinn im Panberge zu zeigen. Das war uns sehr lieb, denn wir Alle kannten die alte Sage von der eitlen Mutter, welche so verliebt in die Schönheit ihrer Tochter und besonders in deren lange, blonde Haare war, daß sie darüber alle ihre Pflichten vergaß, nicht an Gott dachte und sich vermaß, nicht selig werden zu wollen, wenn ihr nur das schöngelockte Kind bliebe. Da ist sie denn in den Berg verwünscht worden so lange, bis ein Mädchen mit noch schönerem blonden Haar sie erlösen würde, die dann alle ihre Schätze bekäme.

Kunkel ging voran. Der Weg führte unter den hohen Buchen hin bis auf die Spitze des Panberges, da wo jetzt die drei Linden stehen und die schöne Aussicht ist. Unter den Bäumen war es sehr dunkel; nur einige Glühwürmer schwärmten über das Moos. Drei derselben setzten sich wie eine Agraffe auf Kunkels Barett. Als wir auf der hohen Kuppe angelangt waren, sahen wir, wie

Kunkel einen Maulwurf unter dem Mantel hervorzog, den er auf die Erde setzte, und dann gebückt, wie suchend, einige Zeit hin und her ging, bis wo der Maulwurf sich in die Erde eingrub, wie Einige bemerkt haben wollen. Dann ordnete er uns schweigend zu einem Kreise, in dessen Mitte er sich nieder kauerte. Nun sahen wir, wie er an den Glühwürmern ein kleines, blaues Flämmchen entzündete, dies in ein Loch in die Erde senkte und ein schwarzes Pulver in dasselbe streute. Sogleich entstand ein dichter, weißer Dampf, der jedoch nicht in die Höhe stieg, sondern sich in einem einige Schritte weiten Kreise über die Erde ausbreitete und dann in die Tiefe einzudringen schien. So wie er aber den Sand durchzog, verwandelte sich derselbe in ein helles, durchsichtiges Krystall, durch welches man immer tiefer in den Berg hineinsehen konnte.

Auf diese Weise wurde nach und nach das ganze Innere des Berges sichtbar, und in der Mitte auf einem prächtigen Sessel, umgeben von vielerlei Kostbarkeiten, sah man regungslos eine Frau in reich verzierter, alterthümlicher Tracht sitzen, in ihren Armen ein zartes, liebliches Mädchen haltend, dessen lange, hellgoldgelben Locken sie in der Hand

hielt, als wäre sie beschäftigt, sie zu kämmen und zu ordnen.

Nur wenige Augenblicke war uns dieser seltsame Anblick gewährt. Der Berg verdunkelte sich schnell auf ähnliche Weise, wie er früher durchsichtig geworden, von Innen nach Oben, und bald glänzten nur noch die drei Leuchtwürmer auf dem Barett Kunkels durch die finstere Nacht.

Der Schimmel auf dem Wall.

König Friedrich Wilhelm I. hatte auf dem linken Ufer der Havel, von der Mündung der Nuthe bis zur Mitte der langen Brücke, einen breiten und tiefen Graben ziehen und längs desselben einen Damm aufwerfen lassen, der an seinem oberen Ende durch eine hölzerne Brücke mit dem Kirchhofe der Heiligengeistkirche verbunden war. Dieser Graben, der im Winter durch die Fischer vom Eise frei erhalten werden mußte, und der jetzt zum Canal für die Schifffahrt erweitert ist, sollte das Desertiren der geworbenen Soldaten aus der Stadt erschweren. Zu gleichem Zweck war dieselbe im Osten, Norden und Westen mit einer wohl bewachten hohen Mauer umgeben, und längs dem Kiez an der Havel erstreckte sich eine dichte Reihe von Pallisaden.

Ehe dieser Wall aufgeworfen war, auf welchem Tag und Nacht Posten standen und Pa-

trouillen gingen, hatten die Deserteure oft versucht, die Havel zu durchschwimmen; bald war von ihnen der nahe, dichte Wald erreicht, und oft waren sie schon über die damals nur wenige Stunden entfernte sächsische Grenze, bevor ihre Abwesenheit bemerkt, die Lärmkanonen die Umgegend zur Aufmerksamkeit aufgefordert und die stets bereiten Cavallerie-Piquets aus allen Thoren gerückt waren, um so schnell wie möglich alle Pässe und Brücken zu besetzen.

In dieser Zeit war der Predigersohn aus Baruth in ein Werbehaus gelockt worden. Berauscht hatte man ihm Handgeld aufgedrungen, und als er am andern Morgen aus seiner Betäubung erwachte, war er Recrut und wurde noch an demselben Tage in Potsdam abgeliefert. Hier erwartete ihn ein hartes, trauriges Leben, und oft war er im Begriff, seine Leiden durch einen Selbstmord zu enden, immer aber hatte ihn noch die Hoffnung davon abgehalten, daß er Gelegenheit finden würde zu fliehen und so zu den geliebten, trauernden Eltern zurück zu kommen. Manche Pläne hatte er entworfen, mancherlei wurde mit seinen Unglücksgefährten, wenn sie sich unbehorcht glaubten, besprochen, doch schreckte ihn, den Ver-

such zu wagen, die Furcht vor der grausamen Strafe ab, welche er so oft an den wieder eingebrachten Flüchtlingen mußte vollstrecken sehen.

So war er zwei Jahr Soldat gewesen, und immer unerträglicher ward ihm sein Zustand. Da er aber still und gehorsam war, auch nie trank und spielte, waren ihm seine Vorgesetzten gut und fingen an, ihn weniger streng zu bewachen. Da machte er den Plan, er wolle in der nächsten Nacht vom Sonntag zum Montag, wo kein Mondschein war und wo er die Stallwache hatte, durch die Havel schwimmen, leise zwischen den Posten auf dem Wall hindurch kriechen und dann längs dem Ufer der Nuthe fortzukommen suchen, oder sich im Schilf bis zur nächsten Nacht verbergen. Herzlich und brünstig betete er am Sonntag Morgen in der Kirche und dachte den ganzen Tag an seine lieben Eltern, um seine Gedanken von den möglichen Folgen seines gewagten Unternehmens abzuwenden.

Am Abend hatten seine Cameraden reichlich gezecht, und die Wachmannschaft im Stalle war unaufmerksam und schläfrig. Eine Stunde nach Mitternacht kniete er noch einmal nieder, konnte aber

nicht beten, sein Herz pochte so laut, daß er fürchtete, man möge es hören; dann streichelte er noch zum Abschied seinen Schimmel, den er sehr liebte und der auch ihm sehr zugethan war, und schlich sich hinaus in die dunkle Nacht.

Glücklich kam er durch die öden Straßen, unhörbar schwamm er über den Strom, und schon hatte er das andere Ufer erreicht, als er hinter sich laut plätschern und schnauben hörte. Werda! erscholl der Ruf der Wachen, ängstlich barg er sich auf dem Boden, aber immer näher rauschte es hinter ihm, und von beiden Seiten hörte er die Tritte der Kommenden. Da hob sich eine weiße Gestalt, sich schüttelnd, aus dem Wasser, und der arme Flüchtling erkannte seinen Schimmel, der sich losgerissen hatte und ihm nachgeschwommen war. Eilig lief er über die Wiese und den Wall, der Schimmel dicht hinter ihm. Weil aber auf das wiederholte Anrufen die Wache keine Antwort erhielt, so gab sie von allen Seiten Feuer, und bald stürzten Mann und Pferd von den Schüssen durchbohrt.

Seit jener Nacht sind die Posten auf dem Wall nach Mitternacht, wenn kein Mondschein

war, oft durch ein Plätschern im Wasser erschreckt worden; dann sahen sie einen Schimmel über die Wiese hin und her laufen, ohne daß man seinen Hufschlag vernehmen konnte. Viele, die den Spuk recht nahe bei sich gesehen, versichern, der Schimmel habe keinen Kopf gehabt.

Die Schlangenköniginn im See zu Sacrow.

Im Sacrowersee lebt seit unvordenklicher Zeit eine kleine, schwarze Schlange, mit einem rothgelben Fleck auf dem Kopfe, oder, wie Andere sagen, mit einer glänzend goldenen Krone. Das soll eine Schlangenköniginn sein und wer sie sieht, dem bringt sie Glück. Es ist allbekannt, daß ein Wunsch, den man ausspricht während eine Sternschnuppe fällt, sicher erfüllt wird, besonders wenn es ein rechter Herzenswunsch ist, der einem anderen Herzen gilt. So soll es nun mit der Schlangenköniginn auch sein. Diese steckt nämlich zuweilen ihren Kopf mit der goldenen Krone aus dem Wasser, meist in der Nähe der Wasserlilien und Nymphäen; wer ihn dann erblickt und schnell einen Wunsch ausspricht, dem wird er erfüllt. Der Wunsch muß aber so ganz das Herz einnehmen, daß man ihn gleich auf den Lippen hat, wenn die Schlange auftaucht; denn nicht länger wie eine Sternschnuppe fliegt, hebt sie den Kopf aus dem Wasser.

Es sind viele Wünsche erfüllt worden, die so ausgesprochen sind. Von einem ist zu erzählen, weil Jedermann den alten Richter, welcher ihn gethan, den weit berühmten Jäger, Fischer und Vogelsteller, gekannt hat. Als der einmal im Sacrowersee am Fuße des Fuchsberges angelte, tauchte die Schlange vor ihm aus dem Wasser und legte den glänzenden Kopf auf ein breites Nymphäenblatt; schnell rief er laut über den See: daß er lange leben und Alles fangen wolle, was da schwimmt, fliegt, läuft und kriecht. Die Schlange ist erschreckt untergetaucht; wer hat aber wohl den alten Richter je vorbei schießen sehen, und wer kann sich rühmen so viel Raubwild, Geflügel und so große und seltene Fische, Insecten und sonstige Creaturen gefangen zu haben, und dabei wurde er warm und kalt, naß und trocken, schlief im Walde und auf dem Eise und starb, wer weiß wie alt, ohne krank gewesen zu sein.

Auch der Adept Kunkel v. Löwenstern soll sich viel in der Umgegend von Sacrow, — wo auch Fouqué, der Dichter der Undine, seine Jugendjahre verlebte — aufgehalten und die Schlange kurz vorher gesehen haben, ehe er in seinem Laboratorium auf der Pfaueninsel die künstliche Erzeu-

gung der edlen Crystalle erfand. Das Gasthaus an der Fähre, wo die schöne Aussicht ist, „zum Doctor Faust," erhält das Andenken des räthselhaften Schwarzkünstlers, an dessen Bunde mit dem Bösen Niemand zweifelte.

Den Grundherren des uralten wendischen Ortes Sacrow*), soll die Schlangenköniginn von jeher wohlgesinnt gewesen sein, und die Kinder, die da geboren, sollen viel Glück, besonders in der Liebe, haben. Es geht eine Sage, sie wäre eine Prinzessinn gewesen und verzaubert worden in der Heidenzeit. Erlöst würde sie aber werden, wenn wieder eine Fürstinn Grundherrinn wäre in Sacrow; der würde sie zum letzten Male erscheinen und ihr den innigsten Wunsch des Herzens erfüllen, den — recht viel Herzen glücklich machen, recht viel Wünsche erfüllen zu können.

*) Nach einigen Nachrichten soll der Ort früher ein geweihtes Klostergut, ein Sacrum, gewesen sein und daher den Namen Sacro erhalten haben.

Die Räuberschanze.

In dem Winkel zwischen dem Krampnitz- und Jungfernsee sondert sich von den mit dichtem Kiefernwalde bedeckten Höhen, welche sich von hier nach Norden und Osten ausdehnen, ein länglich runder, kegelförmiger Berg ab, der von allen Seiten her gleichmäßig ansteigt. Zur Hälfte erstreckt sein Fuß sich steil in den Krampnitzsee, der übrige Theil ist von einer schmalen Bruchwiese umgeben, welche nach beiden Seiten in den See ausläuft, und augenscheinlich früher ein mit Wasser gefüllter Graben war, der jetzt verwachsen ist. Die Kuppe dieses Berges ist geebnet, und die Erde am Rande umher zu einem Walle aufgeworfen, der einen an den Winkeln abgerundeten, sechseckigen, etwa zweihundert Schritte im Durchmesser haltenden Raum umschließt, zu welchem an zwei entgegengesetzten Seiten Einschnitte führen, vor denen ebenfalls ein verfallener Graben liegt. In dem innern Raume stehen junge Kiefern und Eichen unregelmäßig zerstreut, längs ihrer Krone aber

sieht man in geordneter Richtung einzelne alte Bäume mit schon verdorrten Wipfeln.

Dieser Ort ist unter dem Namen der Räuberschanze bekannt, wird auch wohl Röver- und fälschlich Römerschanze genannt; denn daß, wie Sickler meint, die Römer unter Domitius Aenobarbus in den Jahren 6 bis 1 vor Christus bis an den Potsdamer Werder vorgedrungen sind und, um zu überwintern, diese Schanze angelegt haben, ist mehr als unwahrscheinlich. Sie ist in der Umgegend Potsdams gewiß einer der interessantesten und merkwürdigsten Punkte.

Seine gesicherte und abgesonderte Lage, fern von jeder gebahnten Straße, so wie die verbergende und schützende Umgebung von Wald und See, geben noch jetzt diesem Orte einen besonderen Charakter, der noch eigenthümlicher hervor tritt, wenn wir gedenken, daß derselben schon so lange und in den bedeutendsten Epochen der Geschichte dieser Gegenden der Schauplatz wichtiger und außerordentlicher Begebenheiten gewesen ist. Über die erste Entstehung dieser Befestigung ist durchaus nichts bekannt, doch erinnert die Lage und die Form des wallartigen Aufwurfs an die ähnlichen

der Insel Rügen: am Hertasee, auf Arkona und dem Rugart, die sowohl als feste Punkte zur Vertheidigung, als auch zum Schutz der geheimnißvollen Opfer und gottesdienstlichen Gebräuche dienten. Die Sennonen hatten ähnliche Religionsgebräuche, wie jene verwandten Stämme an der Ostsee, und nicht leicht hätten ihre Priester einen geeigneteren Punkt finden können zur Feier blutiger Opfer und Feste, als den sicheren und einsamen Ort, der allen Bedingungen entsprach, die sie für die Wohnplätze ihrer Götter nothwendig gehalten zu haben scheinen.

Die Wenden, welche sich später in den Besitz der Länder an der Havel setzten, und lange Zeit ihre Herrschaft in denselben behaupteten, zerstörten zwar die Götzenbilder der Sennonen, doch errichteten sie gern die eigenen an deren Stelle, und benutzten die passenden Örtlichkeiten zur Anlage ihrer festen Wohnsitze, wie später die christlichen Kirchen so häufig auf den Orten erbaut wurden, wo die Tempel Wendischer Gottheiten standen. Nicht unwahrscheinlich wäre es demnach, daß auch auf dieser Höhe die Sennonischen Götter den siegreichen Wendischen weichen mußten, die dann hier während der langen Kämpfe der Wenden mit den

christlichen Sachsen, geschützt von den undurchdringlichen Brüchern und Wäldern, einen schwer aufzufindenden und leicht zu vertheidigenden Wohnplatz fanden.

Als die Feste Brandenburg durch die Verrätherei des Haveldünischen Kneesen Tugumir in die Hände des Markgrafen Gero kam, der dann die heidnischen Völker bis zum Oderstrom besiegte, stiftete derselbe in der eroberten Stadt 946 das erste christliche Bisthum der Mark und erbaute dort die erste Kirche.

Schon dreißig Jahre später aber vertrieben die Wilzen, welche das Christenthum nur gezwungen und widerwillig angenommen hatten, die Priester und Beamten des Kaisers überall, und wandten sich zurück zu ihren alten Göttern, deren Dienst sie im Geheimen fortgeführt hatten, eroberten auch Brandenburg und Havelberg wieder und erschlugen und tödteten unter grausamen Martern die Priester. Später vereinigten sie sich mit dem Obotriten-Fürsten Billung zum Kampfe gegen die Sachsen, der mit wechselndem Glück bis zum Frieden zu Werben 1005 fortgesetzt wurde. Aber noch bis zu den Zeiten Albrecht des Bären, der Branden-

burg 1157 wieder eroberte, kamen die Gegenden an der Havel bald in christliche, bald in heidnische Hände, und der etwa um das Jahr 1020 von Mistowoy III. wiederhergestellte Tempel des Triglaf auf dem Harlunger Berge ist abwechselnd bald diesem Götzen, bald dem christlichen Gottesdienst gewidmet gewesen. Ähnliches geschah zu Havelberg mit dem Tempel des uralten Götzen Gerowit.

In der Mitte des zwölften Jahrhunderts aber war die Macht der Wendischen Stämme durch Albrecht gebrochen, ihre Namen erloschen und viele derselben wurden ausgerottet. Nach Gerlachs Meinung wäre die Schanze erst in dieser Zeit entstanden und hieße eigentlich der Königswall. Er und einige andere Chronisten nehmen an, sie sei von dem Wendischen Könige Prebislaw aufgeworfen worden, als dieser sich in dem unglücklichen Kriege gegen den Markgrafen demselben zum letzten Male auf dem Potsdamer Werder entgegenstellte. In dem Königswall habe der Wendenfürst vorher die Führer seines Heeres versammelt, um zu berathen, ob noch eine Schlacht gewagt werden könne.

In dieser wildbewegten Zeit soll die erste christliche Kirche, einer Volkssage nach, in die-

ser Gegend erbaut und zerstört sein, und von ihr sollen auch die Spuren und Reste des Mauerwerks herstammen, welche man noch jetzt auf dem Kirchberge im Hainholze unweit der Nedlitzer Fähre, der Räuberschanze gegenüber, an der entgegengesetzten Seite des Krampnitzsees unter Moos und Rasen verborgen findet; eine Stelle, welche in der Umgegend als nicht geheuer bekannt und gefürchtet ist.

Oft mag in jenen Kämpfen die feste Schanze abwechselnd von den Wenden erobert und verlassen worden sein, oder ihnen als geheimer Aufenthalts- und Versammlungsort gedient haben, wie sie später der Schutz und die Zufluchtsstätte der Bewohner des Potsdamer Werders gewesen ist, als der raub- und mordlustige Erzbischof Burchhard von Magdeburg in den endlosen Kämpfen mit dem Havellande diese Gegenden überzog und verwüstete, oder schon damals, als die heidnischen Litthauer, vom Papste, aus Haß gegen den im Bann befindlichen Markgraf Ludwig, dazu aufgeregt, in dieselben eingefallen waren, und Hunderte von Dörfern in Asche gelegt und viele Tausend Menschen ermordet oder in die Sclaverei fortgeführt hatten.

Unter den mannichfachen Gräuelthaten, welche alte Chroniken von diesem Einfalle der Litthauer und Polen in die Marken im Jahre 1326 erzählen, sind besonders die grausamen Gewaltthätigkeiten zu erwähnen, welche die sittenlosen Barbaren gegen fromme Nonnen und sittsame Frauen verübten, deren viele sich selbst tödteten, um nicht in ihre Hände zu fallen. So sollen viele edle Jungfrauen sich freiwillig, um der Schande zu entgehen, in den Jungfernsee gestürzt haben, der seit dem diesen Namen erhalten hat. Auch soll unweit der Nedlitzer Weinberge ein sich flüchtendes edles Fräulein in die Hände zweier Litthauischer Hauptleute gerathen sein, die sich dann heftig um ihren Besitz gestritten hätten. Der Feldherr dieses Volks, David von Garthen, sei während des Streites hinzugekommen, und weil er sich über denselben erzürnt, habe er die schöne Jungfrau durch einen Hieb mitten von einander gehauen, und dann jedem der Heiden eine Hälfte zugetheilt. Die Stelle, wo das Blut der frommen Christinn den Sand geröthet hat, liegt noch jetzt todt und wüst, und kein Grashalm wurzelt auf derselben.

In den unglücklichen Zeiten, welche durch den falschen Waldemar und dann unter Jobst von

Mähren — der Potsdam an Wichard von Rochow für 400 Schock böhmischer Groschen verpfändete — über die Mark kamen, als der Adel durch beständige Fehden und Plünderungen die Macht und den Einfluß der aufblühenden Städte zu brechen suchte, und in den Brüchern oder auf anderen unzugänglichen Stellen seine festen Häuser und Zwingburgen anlegte, hat sicher auch die Räuberschanze, da sich die Städte 1393 gegen den Adel verbanden, als Schlupfwinkel und Hinterhalt in den Fehden gegen Berlin, Spandow, Nauen, Potsdam und Brandenburg, in deren Mitte sie liegt, gedient.

Vor allen aber muß sie durch ihre feste Lage von Wichtigkeit gewesen sein, als sich die Raubritter zu einer Faction vereinigten, welche unter dem Namen der Stellmeiser unglaubliche Gräuel begingen und so mächtig wurden, daß sie weder durch die Fürsten, noch durch die vereinigte Macht der Städte bezwungen werden konnten. Diese Verbindung von streitlustigen Vasallen und Edelleuten in den Marken, worunter sich besonders die Edelen Ganse von Putlitz, so wie die Quitzows und Rochows namhaft machten, wurde so mächtig, daß sie dem Landesherrn die gefährlichsten

Privilegien abtrotzen konnten, und als eine Macht auftraten, welche sogar mit den benachbarten Fürsten Bündnisse abschloß und Krieg führte; bis endlich durch die gesicherte Regentenfolge in der Kurmark die Ursache zu politischen Gährungen und Parteiungen verschwand.

Nun aber bildeten sich aus der Faction der Stellmeiser furchtbare Räuberhorden, welche von ihren festen Burgen und unzugänglichen Schlupfwinkeln her die Gegend weit und breit ausraubten und unsicher machten, ja sogar die Städte zwangen, mit ihnen in Gemeinschaft zu treten, oder doch die Beute ihnen abzukaufen und in sicheren Gewahrsam zu nehmen. Bei diesen Fehden und Raubzügen wurden, je mehr das Land wie jeder Einzelne darunter litt, je größere Grausamkeiten verübt, und Rache und Verzweiflung gesellten sich der Zügellosigkeit und Raublust.

Zu Spandow, auf dem Potsdamer Werder und auf dem Teltow trieben die Landesbeschädiger besonders ihr Wesen, und von dieser unglücklichen Zeit stammt wahrscheinlich der Name der Räuberschanze her. Schwer hatte das kleine Städtchen Potsdam wohl von diesen bösen Nachbaren zu lei-

den gehabt, von denen, in einem Briefe an den Rath von Berlin und Köln, Rudolph III., Kurfürst von Sachsen, die folgenden bezeichnet: die Ritter von Thilen, Vite von Thümen, Köpke von Bredow, Claus, Albrecht und Gebehard Griben, die Schulten Söhne von Bornim, Michael Fuchs, Hans Mederiter und Spoldenyr.

Als Friedrich I. aus dem Hause Hohenzollern — mit dem die Zeit begann, in welcher Ruhe und Sicherheit in diese Gegenden zurückkehrten, die unter seinen glorreichen Nachfolgern zu immer segensreicherem Zustande gelangten — Markgraf von Brandenburg geworden war, hatte Wichard von Rochow noch die verpfändete Stadt Potsdam im Besitz, und wollte sie nicht herausgeben, wobei er von dem widerspänstigen Adel unterstützt wurde. Friedrich aber zog mit seiner vierundzwanzigpfündigen Kanone, der sogenannten faulen Grete, von einer Burg zur andern, zwang dieselben zur Übergabe, und ließ viele Widerspänstige und Räuber hinrichten.

Auch Wichard von Rochow mußte sich in seiner festen Burg Golze ergeben, und wurde 1414 in das Schloß Potsdam gefangen gesetzt, wo er drei

Jahre zubrachte, bis er Gehorsam gelobte. Den Bürgern von Potsdam, welche anfänglich gemeinschaftliche Sache mit dem von Rochow gemacht hatten, gewährte Markgraf Friedrich Verzeihung, und erlaubte 1416, die Stadt Potsdam mit „Buten Potsdam" durch eine Brücke zu verbinden, und darauf einen Zoll zu erheben. Bis dahin hatte nur eine Fähre über die Havel geführt.

In den folgenden ruhigeren Zeiten wurde die Schanze der Schauplatz anderer eigenthümlicher Scenen. König Siegmund hatte den Zigeunern einen Freibrief für ihre Züge durch Deutschland verliehen, welche vorgaben, aus Klein-Ägypten zu kommen, um eine siebenjährige Wallfahrt zur Buße durch die Welt zu machen. Unter ihrem Könige Zindel kamen sie 1418 zuerst in die Mark und verbreiteten sich bald in zahlreichen Stämmen, deren Häupter sich Herzöge und Grafen nannten. Schon damals trieben sie geheimnißvolle Künste, Gaukeleien und Wahrsagereien, und führten unter ihren Zelten, die sie nach Gefallen an sicheren und wohlgelegenen Punkten in den Wäldern aufschlugen, ein freies und ungebundenes Leben, scheuten auch kein Mittel, um sich ihren Unterhalt zu verschaffen, als nur die Arbeit.

Die Räuberschanze vereinigte alle Eigenschaften für ihre Nomadenlager, die lange und oft hier gestanden haben. Von ihr aus zogen die Männer auf die verborgenen Unternehmungen, und Wald und See lieferten den mit allen Künsten vertrauten Kindern der Freiheit ihre leicht berückte Beute. Von hier aus wanderten die phantastisch geschmückten, klugen Alten zum Wahrsagen in die Städte und Dörfer, im Geleit der leicht geschürzten braunen Mädchen, durch deren freie Tänze, so wie durch ihre schwarzen Locken und leuchtenden Augen jede Aufmerksamkeit in Anspruch genommen und abgelenkt wurde. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts will man von Zeit zu Zeit einzelne Zigeuner in dem ihnen durch lange Überlieferung wohl bekannten Versteck getroffen, und Spuren ihres Aufenthaltes gefunden haben.

Unter Kurfürst Albrecht versuchte der Adel in der Mark zu seiner früheren Ungebundenheit zurück zu kehren, und aus den überall herumziehenden Kriegsleuten „den einrössig Trabenden," die ihre Dienste ausboten, bildeten sich immer mehr Raubbanden, welche in den alten Schlupfwinkeln sich fest zu setzen strebten. Besonders war der Priegnitzische Adel nicht dahin zu bringen, von Faust-

recht und Wegelagerung abzulassen. Kurfürst Albrecht aber versammelte 1477 aus den Bürgern der Städte ein Heer, eroberte viele ihrer Festen und ließ alle, der Räuberei überwiesenen, hinrichten.

Als jedoch Joachim I., noch nicht sechszehn Jahr alt, 1499 zur Regierung kam, glaubten die unruhigen Edelleute, unter einem so jungen Fürsten ungehindert auf den Stegreif ausgehen zu können. Bald wurden auch alle Landstraßen in der Kurmark wieder unsicher; man fürchtete sich vor den Raubrittern, wie vor dem Teufel, schlug bei Nennung ihres Namens das Kreuz, und betete mit den Worten der Litanei: „Für Köckeritze, Lüderitze, Krachte und Itzenplitze behüte uns lieber Herre Gott.“ Ja sogar unter den nächsten Hofleuten fanden sich solche, welche des Nachts Wegelagerung trieben, Kaufleute und Reisende beraubten und sich am Tage wieder bei Hofe einfanden. Kurfürst Joachim hielt mit Strenge auf die Beachtung des Landfriedens, ließ in einem Jahr siebzig Freibeuter hängen, und schonte auch derer nicht, die sonst bei ihm in großem Ansehen standen. So ließ er einen Hofmann, Lindenberger, der bei Nacht in der Gegend von Potsdam auf Beute auszog, augenblicklich den Kopf abschlagen, als er eines Raubes überwiesen wurde.

Es konnte nicht fehlen, daß diese Strenge den Adel sehr verdroß, der sich noch nicht an die Ehrfurcht vor dem Landesherrn gewöhnen konnte, sondern darauf sann, sich zu rächen. Ein Hofjunker, von Otterstädt, wagte es sogar, an die Thür des Schlafgemachs des Kurfürsten zu schreiben: „Jochinken, Jochinken höde dy, wo wy dy krygt, hangen wy dy.“ Ja er versuchte, diese Drohung auszuführen, und lauerte auf den Kurfürsten im Köpnicker Walde, wurde jedoch durch einen der Bauern, welche ihren Herrn sehr liebten, verrathen, mit seiner Rotte gefangen genommen und mußte sein schändliches Unternehmen büßen, indem er zu Berlin geviertheilt und sein Kopf auf das Köpnicker Thor gesteckt wurde.

Durch solche Strenge gelang es endlich dem Kurfürsten Joachim, den Übermuth seiner ritterbürtigen Unterthanen zu zügeln, und den Gesetzen in den Marken Ehrfurcht zu verschaffen. Nun aber vereinigte sich das herrenlose Gesindel zu gefürchteten Banden, welche in diesen Gegenden bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts große Räubereien und Mordthaten verübten, und sich in Schlupfwinkeln, wie die Räuberschanze, lange gegen ihre Verfolger vertheidigten. Der Namen eini-

ger ihrer Führer hat sich erhalten, z. B. die Zigeuner Papst und Herzog Loll, der theure Johann und Kohlhaase. Erst als sich Fürsten und Städte zu ihrer Ausrottung vereinigten, genoß in der Kurmark der Ackersmann die Frucht seiner Arbeit, die Städte blühten auf, und Alles gewann Geschmack an einem ruhigen Leben, während sich Künste und Wissenschaften immer mehr verbreiteten.

Ein Zeitraum von hundert Jahren schenkte nun der Mark den Segen der Ruhe und die Wohlthat, die kräftige und weise Regenten ihrem Volke sind. Nur noch in Mährchen und Erzählungen lebten die furchtbaren Begebenheiten, deren Schauplatz so lange diese Gegenden gewesen waren, und mit gerechter Hoffnung sahen ihre Bewohner einer glücklicheren Zukunft entgegen.

Da brach 1618 der dreißigjährige Krieg mit seinen Gräueln über Deutschland aus, und während drei Jahrzehenden wurden unter den christlichen Fahnen in allen Gauen jede Grausamkeit und jede Gewaltthätigkeit verübt. Viel litten die Marken in dieser Zeit; Schweden und kaiserliche Truppen hausten abwechselnd in denselben, überboten sich auf ihren Zügen durch das arme Land in Brand-

schatzungen und Erpressungen und schienen seinen Wohlstand für immer zerstören zu wollen. Mord und Brand vertilgten die Dörfer mit ihren Einwohnern, und giftige Seuchen entvölkerten die Städte. Handel und Gewerbe hatten aufgehört, nirgend ward der Acker mehr bebaut, auf meilenweiten Strecken war kein Obdach zu finden, und in den von Gluth geschwärzten Trümmern verschmachteten die hülflosen Bewohner, die nichts als das nackte Leben errettet hatten. Mußte doch der große Kurfürst später selbst Sämereien von Früchten und Gemüsen aus anderen Ländern kommen lassen, wie er die Arbeiter aus fernen Gegenden herbeizog, um das Saatkorn in den verwaisten Boden zu künftigen Ernten zu streuen.

In diesen Zeiten des grenzenlosen Unglücks veränderten Orte, wie die Räuberschanze, ihre ehemalige Bestimmung, und dienten als Schutz- und Zufluchtsorte. In die Wälder und Sümpfe flohen die verzweifelten Menschen, den Hungertod weniger als die Grausamkeit ihrer Brüder fürchtend; in solchen Plätzen verbargen sie, was ihnen von ihrem Eigenthume etwa gelungen war mit fort zu führen, und so ward oft die letzte kostbare Habe derer vergraben, welche später, vertrieben und hei-

mathlos umher irrend, nicht einmal selbst ein Grab in der mütterlichen Erde fanden.

Daß nach dem Allen die Räuberschanze in den Überlieferungen des Volkes ein bedeutungsvoller Ort werden mußte, ist leicht erklärlich. Hier sah der Aberglaube die Geister der Erschlagenen oder die ihrer Mörder ruhelos umher schweifen, bis zu ihrer Erlösung durch die Erfüllung irgend einer wunderbaren Bedingung, oder über die Schätze wachen, die sie auf bösen Wegen gewonnen oder an welchen sie im Leben zu sehr hingen. Beschwörungen, Geisterbannungen und Schatzgräbereien sind an dem einsamen Orte noch bis zu unseren Tagen getrieben worden, und überall zeigt der Boden Spuren von Nachsuchungen, um die verborgenen Schätze aufzufinden, über deren Erfolge mancherlei dunkle Gerüchte in der Gegend verbreitet sind.

Was aber das kleine rothe Licht zu bedeuten haben mag, das man um Mitternacht so oft in dunklen Nächten vom Kirchberge im Hainholze am anderen Ufer, langsam schwankend, über das Wasser nach der Räuberschanze hinziehen sieht, das haben schon Viele vergeblich zu erfahren gestrebt.

Der Spuk am Entenfängersee.

Zwischen den Havelseen bei der Inselstadt Werder und einer bewaldeten Hügelreihe zieht sich längs den Ufern des Flusses ein breites Wiesenland hin, durchschnitten von einzelnen gewundenen Wasserzügen und wellenförmigen Höhen, welche sich hie und da zu runden, mit brauner Heide bewachsenen Kuppen erheben, oder sich gleich Landzungen in die grüne Niederung erstrecken. Unterhalb der höchsten Waldhügel, unweit des vielbesuchten, freundlichen Gehöfts des „Entenfängers," liegt ein Erlengehölz, feucht und schattig. Der Boden desselben ist mit saftigen Stauden, Schell- und Bilsenkraut, Nachtschatten und gefleckten Schierling bedeckt, welche in der grünen Dämmerung üppich wuchern, die unter den dichtbelaubten Zweigen herrscht, bis zu welchen hinauf sich die Schlingpflanzen ranken. Dies stille und einsame Dickicht verbirgt in seiner Mitte einen länglichrunden See von bedeutender Ausdehnung, dessen

klarer Spiegel, eingeschlossen von dem schirmenden Gürtel, nur selten vom Winde getrübt wird, der kaum leise das hohe Schilf an seinen Ufern bewegt.

Der einsame See wird seit langer Zeit zum Fang der wilden Enten benutzt. Die Lockenten rufen diese herbei und führen sie dann durch Binsen und Rohr in die Netze der Todtenkammer, welche der lauernde Jäger gewandt und leise hinter ihnen schließt.

Oft sieht man an heiteren Abenden über diesem verborgenen Orte ein kleines Wölkchen schweben, welches langsam bis auf die Wasserfläche herabsinkt und sich wie ein weißer Nebel in flockigen Streifen über die benachbarten Wiesen verbreitet. „Der Fuchs badet sich,“ sagt dann der Landmann, und verkündet gutes Wetter für den folgenden Tag. Aber die Alten, welche lange Zeit in dieser Gegend gelebt haben, schütteln geheimnißvoll dabei den Kopf und versichern, es habe damit noch eine andere Bewandtniß, wovon sich aber nicht gut sprechen lasse. Sie wissen, daß, wenn in der Dämmerung die Nebelwolke über dem See schwebt, dort ein Spuk die Gegend nicht geheuer macht.

Ein Pfarrer, der seiner Tochter, weil ihr Mann eine bessere Stelle als er erhalten, das Brod verflucht haben soll, ist an den See verwünscht worden. Dort sitzt er im Nebel am Ufer und droht mit der Faust; ruft man aber den wohlbekanten Namen seiner Tochter, so stürzt er plötzlich ins Wasser.

Die Tornowspitze.

Der untere Theil der langen Tornow-Halbinsel erhebt sich nach Templin zu etwas über den weiten, blauen Havelsee, bis in dessen Mitte sie sich erstreckt, und gestattet eine gar schöne und eigenthümliche Umsicht über den schilfbekränzten Wasserspiegel bis hin zu der fernen Stadt und den waldbedeckten Höhen, welche, bald mehr bald weniger steil, ihn umgeben. Diese Landspitze, in Mitten der großen Wasserfläche und nur durch die ährenbedeckte, schmale Landzunge mit dem Ufer verbunden, bildet ein gar heimliches und trauliches Plätzchen; es ist dort so still und einsam, und von keiner Seite dringt das Geräusch der Menschen bis dahin. Das Flüstern des Schilfes, das Plätschern der Wellen und das Locken des Wasserhuhns sind die einzigen Töne, welche seine friedliche Stille unterbrechen. Vor allen schön und eigenthümlich ist diese Stelle aber im magischen Lichte des Mondes.

Gegen das Ende der Landzunge hört das Ährenfeld auf, und ein dichter, grüner Rasen, untermischt mit wildem Timian, Veronica und Maaßlieb, bedeckt den Boden, der nach dem Wasser zu abfällt und mit einem blauen Kranze von Vergißmeinnicht umgeben ist. Auf diesem Rasenplatz findet man zuweilen Kreise oder Ringe, wo das Gras höher empor gewachsen ist, die Blumen üppiger sprossen und welche weder vom Reif noch Thau bedeckt werden. Der Schnitter nennt sie Elfenringe und meint, es wären die Spuren, welche das freundliche Volk der Elfen zurück ließe, die hier in stillen Vollmondsnächten ihre Feste und Tänze feierten.

Vor gar nicht langer Zeit soll einmal einer von ihnen, ein junger, heiterer Bursche, mit leichtem Sinn und fröhlichem Muth, sich in den niedern Erlenbüschen versteckt haben, um den Tanz der Elfen zu belauschen. Er hat jedoch nie davon gesprochen, was er dort gesehen, aber eine große Veränderung ist seit jener Mondnacht mit ihm vorgegangen. Er, der sonst gern im Kreise der lustigen Freunde sich befand, und Scherz und muntere Streiche liebte, ist still und sinnig geworden, hat die Gesellschaft seiner Genossen vermie-

den, und sich einsam und für sich gehalten. Nicht daß er traurig oder betrübt gewesen, im Gegentheil, er hat fast immer so vor sich hin gelächelt, und seine Augen glänzten wie in Freude und Glück; dabei aber ist er immer schwächer und blässer geworden, und zwölf Monden darauf haben die anderen Schnitter seinen blumengeschmückten Sarg zu Grabe geleitet.

Der alte Jäger.

In dem halbverfallenen einsamen Plantagenhause im Walde an der Saarmunder Straße hat lange Zeit ein alter Heideläufer von kleiner schmächtiger Gestalt gelebt, der wegen seines schweigenden, ernsten Wesens und seiner im Winter und Sommer sich immer gleich bleibenden, durch Schnee und Sonne verblichenen grünen Tracht, so wie durch sein fast kahles Haupt und die scharfen, tief eingegrabenen Züge seines Gesichts Jedermann auffiel. Holzdiebe und Wildschützen fürchteten ihn sehr. Überall trat er diesen in den Weg, und wohl bekannt war es, daß mehr als einer, der sich dem Alten widersetzte, sein Leben eingebüßt hatte. Der Glaube, daß derselbe an mehreren Orten zugleich im Walde sein könne, war allgemein verbreitet, und schien durch unwiderlegliche Beispiele bewiesen. Mag dem nun aber sein wie ihm wolle, Jedem war es unheimlich in der Heide, wenn er unvermuthet den Alten mit leisem und doch festem

Tritte aus dem Dickicht auf sich zukommen sah; der ihn dann mit den kleinen, durchdringenden Augen so fest und forschend ansah, die schon so manches Jahr eben so fest in die Sonne und den Sturm geblickt hatten.

Der sonderbare Jäger sprach nur wenig, kam überhaupt nur im Dienst mit anderen Menschen zusammen, wurde jedoch oft in seiner Einsamkeit aufgesucht und bei bösartigen Wunden, Krämpfen und dergleichen um Rath angegangen, den er dann kurz und barsch ertheilte. Nur wenn bei großen Jagden der Feldflasche fleißig zugesprochen wurde, konnte er redselig werden, und erzählte dann in seiner fremdartigen Mundart gar mancherlei seltsame und fast wunderbare Geschichten aus seinem Waldleben.

Bald waren dies Erzählungen von gefährlichen Wolfsjagden, die er früher beim Ravensberge mitgemacht, von der fast menschlichen Klugheit der Fischottern in den Kolken der Nuthe, oder der Wuth angeschossener Keiler, bald von mächtigen Seeadlern, die ihre Fänge in große Hechte und Störe eingeschlagen hatten und mit ihnen gefangen waren. Aber auch seltsame Abenteuer hatte

er erlebt mit Füchsen, auf die jedes Gewehr versagte und deren Fährte kein Hund folgte; stattliche Hirsche schienen unverwundbar durch jede Kugel gewesen zu sein, und die wilde Jagd mit ihrem unheimlichen Rauschen, Bellen und Rufen hatte er oft in der finstern Nacht über seinen Kopf dahin ziehen hören.

Wohl schienen viele dieser Erzählungen unglaublich; doch wenn die Zuhörer den alten, ernsten Jäger vor sich sahen, der so einfach von den sonderbaren Erlebnissen sprach, da verschwand nach und nach jeder Zweifel, und — war es denn weniger wunderbar, daß derselbe nie auf ein Wild vorbei schoß, daß sein Gewehr so sehr weit trug und daß jedes Thier sterben mußte, wenn auch nur ein Schrotkorn dasselbe getroffen; weniger wunderbar, daß derselbe nie krank wurde, fast niemals schlief, ohne einzusinken über die tiefsten Moore ging, und daß kein Wild seine Nähe witterte, so wie auch der wachsamste Hund gegen ihn nicht anschlug.

Ein Abenteuer, das er erlebt, schien ihm aber selbst ungewöhnlich zu sein; denn nur, wenn er dieses erwähnte, versicherte er, was er sonst nie-

mals that, dessen Wahrheit. Dies pflegte er so zu erzählen:

In der Mainacht, kurz vor Mitternacht, wollte ich Wilddieben nachgehen. Mein Weg führte längs den Nuthewiesen hin. Die Nacht war dunkel, der Himmel von Abend her mit langen grauen Wolkenstreifen bezogen, die für den andern Tag Sturm ansagten. Noch regte sich kein Blatt. Der Regenvogel pfiff in langen Pausen, und zuweilen hörte man das dumpfe Gurgeln der Rohrdommel von der Nuthe oder den gellen Ruf des Käuzchens aus dem hohen Holze. Da zog es mit einem Male vom Brauhausberge her schwer und rauschend durch die Luft, eben als ich aus dem Felde auf den Exercierplatz gekommen war. Gleich darauf sah ich schräg über mir große, dunkle Flecken hinziehen, einer hinter dem andern. So hatte ich keinen Vogel je fliegen hören. Ich legte die Büchse an und schoß auf gut Glück hinauf. In dem Augenblick stürzt es zwanzig Schritt von mir mit hartem Fall auf die Erde, als ich aber zuspringe, ist Nichts zu sehen, aber ich höre Etwas über das Feld laufen nach den Mühlen zu, wie wenn ein lahmer Mensch hinkt. Ich machte mir nun ein Zeichen und ging, als es hell war, wieder auf die Stelle,

fand aber Nichts als Splittern von einem Besenstiel und ein Geflecht von verblühten Pflanzen mit langen, grauen Samenfedern, einem Daunenball ähnlich. Es gibt keine Hexen, aber sollte man nicht meinen, das wären welche gewesen, die vom Walpurgisfest auf dem Blocksberge zurück kamen?

Wer weiß, was der alte Heideläufer da gesehen hat. Sonderbar aber ist es, daß auf dem Exercierplatz an der Stelle seit jener Zeit die Brokken-Anemone, bekannt unter dem Namen Hexenbart, wächst, die sonst nirgend in dieser Gegend zu finden ist*).

Der Alte ist später seines Dienstes mit einem Gnadengehalt entlassen worden und muß schon lange todt sein; doch wollen ihn die Holzhauer und Beerensucher noch immer im Zwielicht am Ravensberge gesehen haben.

---

*) Hic error est, e permutatione Pulsatillae alpinae cum Pulsatilla pratensi ortus.

Die Bittschriften-Linde.

Der Tod Friedrich II. am 17. August 1786, der die Preußischen Länder in tiefe Trauer versetzte und die Theilnahme aller Völker in Anspruch nahm, war für Potsdam eines jener Ereignisse, die, obschon sie lange vorausgefürchtet sind, doch sich in ihrer ganzen schmerzlichen Größe erst nach und nach denjenigen deutlich machen, welche durch den Verlust zuerst mehr betäubt und erschreckt wurden. Potsdam war der Lieblingsaufenthalt des großen Königs gewesen, dem er lange Zeit seine Gunst und Gnade zugewandt, den er auf jede Weise ausgeschmückt und gehoben hatte. Die prächtigen Häuser der Stadt, die Paläste mit ihren Parkanlagen, die wohlthätigen Stiftungen, wie die Einrichtung der verschiedensten Manufakturen und Fabriken, Alles war sein Werk, und er schien die Pflege von Potsdams Glück und Wohlstand zu einer Beschäftigung für die Mußestunden gemacht

zu haben, in welchen sich sein großer Geist von den Sorgen und Anstrengungen seines hohen Berufes erholte.

Die Bewohner Potsdams standen in einem eigenthümlichen, fast kindlichen Verhältnisse zu dem großen Könige, und wie denn gemeiniglich erzeigte Güte und Wohlthaten die Ansprüche des Empfängers steigern, so glaubten sie durch das viele Gute, das ihnen durch den König wurde, gleichsam ein Recht gewonnen zu haben, sich bei jeder für sie bedeutenden Angelegenheit in ihren kleinen Lebensverhältnissen mit der Bitte um Rath und Hülfe an den gütigen Monarchen wenden zu dürfen, welche dieser auch fast immer und zuweilen bei den sonderbarsten Gesuchen gewährte. Friedrich II. bewohnte die Eckzimmer im Schloß nach der Teltower Brücke zu, von wo er die freundliche Aussicht auf die Havel und den Brauhausberg genießen konnte, und selbst von seinem Schreibtische aus vermittelst dreier Spiegel den Lustgarten, die Brücke und die ganze Umgebung des Schlosses übersah. Unter dem Fenster zunächst der Brücke steht eine alte Linde, die noch jetzt die Bittschriften-Linde genannt wird, weil an ihr diejenigen ihren Standplatz zu wählen pflegten, welche

ein Gesuch in die Hände des Königs zu bringen wünschten. Sah sie der König hier stehen, schickte er gemeiniglich sogleich hinab, um ihnen die Bittschreiben abnehmen zu lassen. Dieser Weg, Wünsche oder Klagen vor den König zu bringen, wurde aber nicht bloß von den Bewohnern der Stadt und ihrer Umgebung gewählt, aus den fernsten Theilen des Reiches sah man unter dieser Linde die Bittenden in ihrer heimathlichen Tracht stehen, hoffend und fürchtend ihre Blicke zu den Fenstern des königlichen Arbeitszimmers hinauf gerichtet. Die halbverwachsenen Narben, welche einige Fuß von der Erde ringsum in der Rinde des Baumes zu sehen sind, sollen von dem Pflükken und Zupfen herstammen, womit die Supplicanten in der Unruhe ihres Herzens den Stamm verwundeten.

Es war natürlich, daß man sich nur langsam und schwer an den Gedanken gewöhnen konnte, die wohlbekannte und geliebte Gestalt in ihrer eigenthümlichen Tracht und Haltung mit dem kleinen Hute, der Krücke und den durchdringenden Augen wandele nicht mehr unter den Lebenden, und der Volksglaube, der auf seine Weise dem Außerordentlichen Unsterblichkeit zu verleihen pflegt,

hielt es lange Zeit für unzweifelhaft, der König wandele wie im Leben, umspielt von seinen Lieblingshunden, die gewohnten Pfade auf der Terrasse von Sanssouci und durch die Alleen im Rehgarten nach dem Neuen Palais, oder sitze einsam und ernst an seinem Schreibtische. Viele bekannte Leute wollen gesehen haben, wie sich seine Gestalt im Zwielicht oder Mondschein am Fenster seines Arbeitszimmers zeigte.

Die Zahl derjenigen, welche zur Zeit des großen Königs gelebt, wird immer geringer; die ihr folgende hat große Ereignisse zwischen seinen Tod und unsere Tage gedrängt. Vieles im Glauben, Wissen und Meinen ist ein Anderes geworden, Manches in Frage gestellt, doch ist die Huld und Güte seiner Nachfolger Potsdams schönes Erbtheil geblieben, und wenn wir uns, wie keine andere Stadt, dieses Glücks zu rühmen haben, so sind wir fast eifersüchtiger noch auf ein anderes Vermächtniß: die treue und vertrauensvolle Liebe und die dankbare Anhänglichkeit und Verehrung für unser Königshaus, welche wir ererbt — ein Vermächtniß, das wir unangefochten der Zukunft überliefern werden. Im Volke aber hat sich noch ein Glaube erhalten, der aus jener Zeit stammt.

Wenn Jemand über die Erfüllung eines Wunsches oder einer Hoffnung unruhig ist, und sein Herz im bangen Zweifel sich ängstigt, dann geht er heimlich um Mitternacht unter die Linde am Schloß und schauet hinauf zu dem Eckfenster; scheint dieses dann wie durch ein blasses, weißes Licht von Innen heraus erleuchtet, so ist dies ein sicheres Zeichen, das die Erfüllung seiner Wünsche und Hoffnungen verkündet.

Das Grab im Neuen Garten
und
Kleists Grab am Stolpeschen See.

An der Stelle des Marmor-Palais stand vor dem Jahre 1786 ein freundliches, zweistöckiges Haus mit einem ziemlich großen Saale, der sogenannte Puschelsche Weinberg, welcher von den Officieren der Garnison in jeder Jahreszeit häufig besucht wurde, sowohl um dort mit gleich gestimmten Freunden und Cameraden ein erheiterndes und erregendes Gespräch zu führen, als auch um mancherlei Feste zu feiern. Selbst der Kronprinz nahm daran zuweilen Theil, der bald darauf als König Friedrich Wilhelm II., angezogen von der schönen Aussicht, welche hier überall der Blick über den Heiligen See gewährte, diesen Weingarten, nebst noch dreizehn anderen, vom großen Kurfürsten angelegt, erstand, um daraus den freundlichen Park zu bilden, der sich jetzt längs den schön gebogenen Ufern der hellen Wasserfläche hinzieht.

Unter den Officieren, welche diesen Ort zum Ziel ihrer Spaziergänge gewählt hatten, befand sich auch ein junger Freiherr aus einer alten, angesehenen Familie, der, obgleich zuweilen träumerisch und still, doch von Allen gern gesehen wurde. Mehr als es damals Sitte war, beschäftigte er sich mit den Büchern, vor allen aber wurde er von der eben aufblühenden deutschen Poesie angezogen, und Ewald v. Kleist's, Gleim's und Hagedorn's Gedichte begleiteten ihn oft auf seinen einsamen Wanderungen.

Auf einer derselben, an einem schönen Frühlingsabend, zwischen den Gängen der Rebengärten hin, war er an das Weinmeisterhaus gekommen, welches am oberen Ende des Sees, da wo jetzt das grüne Haus erbaut ist, stand. Unter einem dichten, blühenden Kastanienbaum genoß er den reizenden Anblick über den Heiligen See nach der Stadt und dem fernen Brauhausberge, und stand lange versunken in dem Gefühle, welches der stille, duftige Abend in ihm erweckte. Seine Seele nahm die Eindrücke auf wie der Spiegel des stillen Sees, der die Bilder seiner Ufer und Umgebungen, übergossen von der Gluth der sinkenden Sonne, die Wasser und Luft erfüllte, im schöne-

ren Farbenton zurückwarf. Der Glanz des Himmels, an dem leichte, goldgefärbte Wölkchen zogen, strahlte auf das Wasser und umfloß mit seinem Farbenschmelze die Spiegelbilder der reichen Landschaft, und die sehnsüchtigen Töne der Nachtigall sprachen aus, was das Herz des in dem Anblick Versunkenen empfand.

Von dieser Scene aufgeregt, sah der junge Krieger unter den Blüthen des Ufers die Tochter des Weinmeisters. Sie war siebzehn Jahr, schön, unbefangen wie die Unschuld und reich an jeder schönen Empfindung. Der Abend war entscheidend für Beide. Wie zwei Flammen schlugen ihre Gefühle zusammen, und einen schönen, nur zu kurzen Sommer hindurch verlebten sie die ewige Idylle der ersten, wahren Liebe; — so alt wie die Welt, und doch im süßen Wahne jedes Glücklichen, den ein gütiges Geschick sie durchleben läßt, einzig und nie vor ihm gewesen, und so reich, daß noch die Bilder ihrer Stunden die letzten Augenblicke derer verklären, welche mit ihnen von dem sonst so armen Leben scheiden. —

Die Natur schien mit ihrem Glück im Bunde; selten schmückte die freundlichen Ufer der Havel ein

so reicher Frühling, und den Liebenden war jeder seiner Tage ein Fest, das sie der Liebe in dem schönsten der Tempel feierten. Ja sie erklärte sich mit ihren Wundern für seine Dauer; denn als die beiden glücklichen Menschen im Übermuth ihrer Wonne an ihrem Lieblingsplatze zwei junge Lindenbäumchen mit den Zweigen in die Erde pflanten und scherzend an ihr Fortwachsen die Hoffnung ihrer Zukunft knüpften, da schlugen die Zweige Wurzel, und die Wurzeln grünten und trieben kräftige Zweige und Blätter.

Die beiden sonderbaren Linden stehen noch jetzt am Ufer des hellen Sees zwischen dem Marmorpalais und dem rothen Hause, und die Zweige aus ihren Wurzeln sind hoch empor gewachsen und wölben sich blühend zu einer schattigen Laube; sie sind aber nicht das Bild der Zukunft für die gewesen, welche sie gläubig in den Boden senkten. Schon als die Blätter der Bäume sich gelb zu färben anfingen,, mußten sie es einsehen, daß die Erde nur kurze Blüthenzeiten hat, und daß das Leben mit seinen Verhältnissen und Formen anderen Gesetzen folgt und mit anderen Schranken trennt, als die Liebe, die ihr eigenes Gesetz auf dem Sinai des Herzens empfing.

Zwischen dem grünen Hause und der Meierei läuft der gewundene Weg über eine blumenreiche Wiese, rings von Erlengebüsch und hängenden Weiden umgeben. Die ganze Gegend hat einen wehmüthig freundlichen Charakter, ja selbst die fernen jenseitigen, mit dunklen Kiefern bewachsenen Ufer der Havel, sehen ernst über das selten bewegte Wasser her. In der Mitte dieser Wiese erhebt sich gleich einem Hünengrabe ein Hügel, aus welchem zwei Eichen emporwachsen, die ihre Äste und Zweige fest in einander winden. Der Hügel deckt die Liebenden, die dem Leben entsagten, weil sie sich nicht lassen wollten; der Tod war ihnen süß, denn er fand sie vereinigt. —

In einer rauhen Herbstnacht, wo der Sturm die welken Blätter über den kahlen Boden und die grauen Wolken über den bleichen Mond trieb, bargen die Freunde heimlich die starren, entseelten Hüllen unter der kalten Erde und pflanzten die Eichen auf den Hügel.

Ein anderes Doppelgrab birgt sich unter den Kiefernschatten am einsamen Ufer des Stolpeschen Sees. Es ist der Hügel, unter welchem Heinrich von Kleist, der Dichter des Käthchen von Heil-

bron, des Prinzen von Homburg, der Herrmannsschlacht u. s. w., die Ruhe fand, die er durch ein vielbewegtes, unbefriedigtes Leben vergebens suchte. Abwechselnd Soldat, Beamter und ohne Anstellung nährte er eine angeborene Schwermuth und lebte in seinen Träumen und den Schöpfungen seiner reichen Phantasie, besonders während und nach seiner Gefangenschaft in Frankreich. Mit neuer Hoffnung und reichen Plänen erfüllte ihn der Ausbruch des Krieges 1809 gegen die Franzosen, aber der schnelle Frieden zerstörte alle seine Aussichten. Gebrochen und ohne Hoffnung für sich und sein Vaterland, kehrte er aus Oestreich nach Berlin zurück und endete den 21sten November 1811 am Stolpeschen See durch einen freiwilligen Tod sein Leben; mit ihm seine kranke Freundin, Adolphine Vogel, die Frau eines Kaufmanns zu Berlin.

Seinem Geiste genügte das Erdenleben nicht und das Jenseits ward ihm nicht von der Sonne des Glaubens erleuchtet. Eine unbezwingliche Sehnsucht das Räthsel des Daseins zu lösen, verleitete ihn ungerufen den Schleier zu heben, der doch nur die Brücke verhüllt, welche einen Abschnitt des Pfades mit einem anderen verbindet, auf dem

der Geist durch Kampf und Streben weiter zu Licht und Wahrheit geführt wird. Lange schon hatte er nach einem Gefährten gesucht, bei dieser feigsten Handlung, die so oft dem Wahn und der Schwäche als groß und nothwendig erscheint.

Folgt man von dem Damm bei der Friedrich-Wilhelms-Brücke aus, an der Ostseite des Sees, dem wohlerhaltenen Pfade längs den bebuschten, freundlichen Ufern, so erreicht man bald das einsame Grab, auf welches nur die späte Abendsonne ihre Strahlen durch die tief herab hängenden, düstern Zweige senden kann.

Der geheimnißvolle Saal.

An einem schönen Herbstabende 1795 haben die Kinder auf der Straße noch spät allerlei Spiele getrieben und zwar in der Nähe des Rathhauses und in den umliegenden Straßen und engen Gassen; bald Räuber und schwarzer Mann, bald Zeck und Anschlag. Nach und nach sind ihrer denn immer weniger geworden, am längsten ist aber ein kleiner, unschuldiger Knabe geblieben, und schon wollte die Mutter ausgehen, um ihn zu suchen, als er zu Hause kam und gleich ins Bette verlangte.

Am Tage darauf hat er blaß ausgesehen, und als die Mutter nach mancherlei gefragt, hat er erzählt: Gestern Abend spät sei er in einem Hause, wo er sich verstecken wollte, eine Treppe hinauf oder hinab gegangen und an eine Thür gekommen, durch deren Spalte habe ein helles, gelbes Licht heraus geleuchtet. Als er nun durch die

Spalte gesehen, hätte er in einen langen, gewölbten Saal mit runder Decke und Wänden von braunem Holze mit goldenen Zierrathen geblickt; an den Wänden umher hätten Tische mit krummen Füßen und eckige Schränke gestanden, ganz besetzt mit prächtigem, blitzendem Geschirr von Krystall, Gold und Silber. In dem langen Saale aber wären Menschen in Mänteln und langen Bärten umher gegangen; als er jedoch diese sonderbaren Leute sich habe ansehen wollen, da habe mit einem Mal ein so entsetzliches und gräuliches Gesicht mit rollenden Augen dicht vor der Ritze gestanden, daß er sich sehr erschreckt habe und nicht wisse wie er zu Hause gekommen sei. — Das arme Kind ist dann immer schwächer geworden, ohne daß ihm eigentlich etwas gefehlt hat, als daß es oft ängstlich schreiend aus dem Schlafe auffuhr, weil ihm das gräuliche Gesicht mit den drohenden Augen im Traume erschien. Dann zitterte und weinte es heftig und war schwer wieder zu beruhigen.

Im Frühling darauf ist der Knabe gestorben. Sein kleines Grab war das erste auf dem neuen Kirchhofe vor dem Teltower Thore, zu dessen Einweihung viele Menschen versammelt waren. Da

ist die mit den ersten Frühlingsblumen geschmückte Leiche, unter dem Geläute der fernen Glocken, zum ruhigen Schlaf in die stille Erde eingesenkt worden, während eine singende Lerche darüber immer höher zu dem blauen Himmel aufstieg.

Die hohen Bäume auf dem Brauhausberge.

Von welcher Seite man sich auch Potsdam naht, so sind es zuerst die hohen, dunklen Kiefern, welche sich auf dem Gipfel des Brauhausberges über die helleren Laubbäume und das Gebüsch an ihren Füßen erheben, die verkünden, daß man sich der freundlichen Oase nähert, welche sich grün und blühend längs den Ufern der blauen Havel erstreckt.

Mit diesen Bäumen soll es ein eigenes Bewandniß haben.

Ein vornehmer, noch lebender Mann, der es gut meint mit der Stadt, ist einmal in einer dunklen Neujahrs-Mitternacht von einer Reise über Nedlitz her zu Hause gekommen. Es war kalt und stürmisch; unter den Buchen im Schragen aber ist es ihm ganz still und wie unheimlich gewesen. Auf dem Kreuzwege in dem Wäldchen

hat er dann sonderbare Stimmen gehört, konnte aber Niemand sehen, weil es so sehr finster war; auch verstehen konnte er sie nicht recht, sie klangen so fremd und leise und doch so hohl. Wie er nun näher hinzutrat, vernahm er, daß eine Stimme sagte: „So lange noch dreizehn von den alten hohen Kiefern auf dem Brauhausberge stehen, wird die Stadt kein Unglück treffen, dann aber......." In dem Augenblick hat es zwölf geschlagen, dann wunderlich um ihn her gerauscht und gehuscht, und der Ostwind hat die Zweige der alten Buchen geschüttelt, so daß der Reif hörbar auf die starren welken Blätter am Boden herabgefallen ist.

Gedruckt bei Franzen und Große in Stendal.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reinhard, Karl,

Norddeutsche Mährchen und Sagen Gesammelt von Karl. v. Reinhard. 1. Th.
Sagen und Mährchen aus Potsdams Vorzeit. Gesammelt von Karl v. Reinhard

Potsdam 1841

P.o.germ. 1132 itc
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116895-0